

Psychologische Beobachtungen

Aus dem Nachlass von ***

l'homme est l'animal
méchant par excellence.

Berlin,
Carl Duncker's Verlag
(C. Heymons).
1875.

Einige lesen, um ihr Herz, Andere, um ihren Geist zu bilden: Ich schreibe für die Letzteren.

Inhalt.

Über Bücher und Schriftsteller	3
Über die menschlichen Handlungen und ihre Motive	19
Über Weiber, Liebe und Ehe	67
Vermischte Gedanken	93
Über religiöse Dinge	121
Über Glück und Unglück	131
Versuch über die Eitelkeit	149

Über Bücher und Schriftsteller.

3

Sentenzen sind Gedankenextrakt, den sich jeder nach seinem Geschmack verlängern kann.

Eine solche Schreibweise ist zu empfehlen. Zunächst nämlich ist es nicht ganz leicht, in kurzer, prägnanter Weise eine rechte Dummheit zu sagen. Denn hinter wenigen Worten kann sie sich nicht so gut verstecken, wie hinter vielen. Außerdem macht der große Umfang der Literatur eine kurze Ausdrucksweise wünschenswert

Den Wert einer Sentenz kann ihr Verfasser erst dann beurteilen, wenn er die konkreten Fälle, aus denen sie abstrahiert worden ist, vergessen hat.

4

Dass der Schriftsteller vom Einzelnen zum Allgemeinen, der Leser vom Allgemeinen zum Einzelnen übergeht, ist eine Quelle zahlreicher Missverständnisse zwischen beiden.

Vauvenargues sagt: Si l'illustre auteur des „Maximes“ eût été tel qu'il a tâché de peindre tous les hommes, mériterait-il nos hommages et le culte

idolâtre de ses prosélytes?

Diese Frage ist absurd: denn die Verehrer Rochefoucauld's bewundern nicht die Güte seines Herzens, sondern die Feinheit seines Kopfes.

4/5

Dass die Güte einen Menschen in dem Grade seiner uninteressierten Teilnahme am Schicksale anderer und seine praktische Vernünftigkeit darin besteht, dass er nicht augenblicklichen Neigungen folgt, sondern die Zukunft mit in Betracht zieht, dass ferner alle Menschen gütig und vernünftig sein sollen, weiß jeder durch sich selbst und braucht es nicht aus der Moralphilosophie zu erlernen.

Da außerdem die Größe unserer Güte sowohl wie unserer Vernünftigkeit hauptsächlich von unserer angeborenen Natur, in zweiter Linie davon abhängt, ob wir von Jugend auf zur Ausführung gütiger und vernünftiger Handlungen oft Veranlassung hatten, hingegen die Lektüre der Philosophen nichts ausrichtet, - so kann die Philosophie (und ebenso die Kunst) nicht zu moralischen Zwecken da sein. Vielmehr dient sie zur Unterhaltung, zur intellektuellen Erbauung derer, welche für solche Gegenstände ein natürliches Interesse haben.

Der bedeutendste Schriftsteller hat das kleinste Publikum.

5/6

Jeden großen Schriftsteller sehen wir auf der ersten Strecke seiner Laufbahn von Kritikern umgeben, die ihn anbellern, wie die Dorfkläffer einen Reisenden, um ihn aufzuhalten. Doch kehren die Hunde allmählich wieder in ihr Dorf und die Kritiker in den Zustand der Unberühmtheit zurück, den sie unnötigerweise auf einige Augenblicke verlassen hatten.

Große Vorbilder nützen nur großen Nachfolgern.

Redner und Schriftsteller überzeugen meistens nur die, welche schon vorher überzeugt waren.

Wenn wir einen angesehenen Schriftsteller lesen, so berichtigen wir unser Urteil nach ihm.

Hingegen wenn wir einen noch nicht angesehenen Schriftsteller lesen, so berichtigen wir ihn nach unserem Urteil

Daher kann ein berühmter Schriftsteller leichter seinen schlechten Büchern Geltung verschaffen, als ein unberühmter seinen guten.

7

Gelehrte glänzen, wie der Mond, mit erborgtem Licht.

Der Philologe kennt die Bücher gerade so genau, wie das Papier sie kennt, auf dem sie gedruckt sind.

Wir freuen uns nicht immer, wenn man unser lobendes Urteil über einen großen Mann teilt Denn wir sind so eitel, dass wir allein befähigt sein wollen, ihn zu würdigen.

Das Hirn Vieler ist in Gelehrsamkeit ertrunken.

Der „Bücherwurm“ findet am Studieren selbst, nicht an den studierten Gegenständen Gefallen.

7/8

Der bloß Gelehrte ist eingebildeter als der philosophische Kopf. Denn der letztere findet häufig, dass Dinge, über die er seit Jahren nachgedacht hat, dem naiven, vielleicht ungebildeten Menschen besser bekannt sind, als ihm, während von Allem, was der Gelehrte weiß, kein Ungebildeter auch nur eine Ahnung hat.

In den Geschichten der Philosophie steht entweder dasselbe, was in den Philosophen steht, - dann sind sie unnütz; oder es steht etwas Anderes darin, - dann sind sie schädlich.

Wenn die Eitelkeit nicht existierte, würden fast alle Wissenschaften noch in den Windeln liegen.

8/9

Wer die Meisterwerke der Poesie verstanden hat, wird selten Lust verspüren, sich weitläufig über dieselben auszulassen, in dem Gefühl, dass die Schönheiten solcher Werke sich dem nicht durch Worte mitteilen lassen, der sie nicht bei der Lektüre selbst unmittelbar empfindet.

Somit darf man die Dichter nur wenig verstanden haben, um eine Literaturgeschichte schreiben zu können.

Wie schlecht würden manche Bücher vor unserem kritischen Urteile bestehen, wenn wir sie nicht selbst geschrieben hätten.

Tatsachen, die sich mit unserem System im Widerspruch befinden, gestehen wir uns nicht zu.

Wir halten nur die Kritiker für kompetent, die unsere Leistungen loben.

Man bekämpft neu auftretende Wahrheiten teils aus Mitleid gegen ihre Lehrer, teils um nicht zuzugestehen, dass man so lange Unrecht hatte.

10

Der Schriftsteller ist selten mit dem Publikum zufrieden. Denn, während er die Schönheiten seines

Werkes sieht und die Schwächen leise fühlt, macht das Publikum es zu seinem Erstaunen umgekehrt.

Die Kenntnisse des Menschen gleichen kleinen Inseln, die einsam auf dem endlosen Meer seiner Unwissenheit umher schwimmen

Es ist an und für sich nicht wahrscheinlich, dass das Lob, welches man unseren Leistungen spendet, der Wahrheit näher komme, als der Tadel. Trotzdem halten wir jenes immer für wahr und diesen für unwahr.

Uns kommt nie der Gedanke, dass Jemand das nicht versteht, was er sagt, und doch sollten wir an uns selbst erfahren haben, wie oft es der Fall ist.

11

Ein Dummkopf füllt seine Reisetasche mit Wasser aus einer Schweizer Pfütze, bringt sie nach Hause und sagt: „Seht, so sieht das Wasser der Schweizer Seen aus,“ - und man glaubt ihm.

Ähnlich ist es den Deutschen mit der französischen Literatur gegangen.

Wenn die sogenannten Einheiten des Aristoteles für den Dramatiker schwere Fesseln sind, so muss man gestehen, dass die französischen Dramatiker sich mit großer Anmut und Geschicklichkeit in diesen schweren Fesseln zu bewegen verstehen.

Wer groß in seinem Fache ist, kommt sich überhaupt groß vor: Er überlegt nicht, dass andere Fächer hoch über dem seinigen stehen.

11/12

Es ist merkwürdig, wie lebhaft sich die Menschen für ein noch ungedrucktes Gedicht von Goethe oder Schiller interessieren, auch wenn sie die gedruckten nur zum aller kleinsten Teil kennen.

Jedes System wird in allen seinen Beziehungen nur vom Begründer richtig gefunden.

Wenn man seine Ansichten erst einmal gewechselt hat, so entsteht, wie bei der zweiten Liebe, ein Gefühl der Unsicherheit, des Misstrauens gegen die eigene Beständigkeit.

Der Umstand, dass auch jeder andere Mensch seine Meinung für richtig hält, sollte uns misstrauisch machen gegen die Richtigkeit unserer Meinung.

Dumme Menschen kommen schnell zu Amt und Würden, weil kein Talent sie von ihrem Gewerbe abhält.

13

Zu erkennen, dass die Güter dieser Welt nicht

glücklich machen, ist schwer, fast unmöglich, bevor man sie besitzt; dann aber erkennt es jeder. Daher können die Schriften der Moralphilosophen, welche diesen Gegenstand behandeln, keinen praktischen Zweck haben.

Dem gewöhnlichen Menschen imponieren die Genies erst dann, wenn sie auch Kenntnisse in seinem eigenen Alltagsgewerbe zeigen.

Mit Durchschnittsbegabung kommt man leichter durch die Welt, als mit ungewöhnlichen Talenten.

Unbedeutende Menschen, die nur schwache Seiten haben, sollten nicht die Schwächen bedeutender Menschen tadeln.

14

Wer behauptet, dass es keine angeborenen Talente gibt, hat für seine Person gewöhnlich Recht.

Die Fabel vom Zaunkönig, der noch ein Stück höher flog, als der Adler, unter dessen Flügeln er so weit gekommen war, gilt besonders von manchem Schriftsteller, der noch einen Schritt weiter gegangen ist, als sein Vorgänger.

Die Maxime Vauvenargues': Les sots ne comprennent pas les hommes d'esprit – ist auch

umgekehrt richtig: Les hommes d'esprit ne comprennent pas les sots.

Dass Jemand irgend ein wissenschaftliches Faktum nicht kennt, ist uns auch dann unbegreiflich, wenn wir selbst es erst vor einer halben Stunde gelernt haben.

Es ist behauptet worden, dass ein Schriftsteller nicht Recht tue, wenn er das menschliche Elend schildere, - weil die Menschen hierdurch noch unglücklicher würden. Aber das ist ein Irrtum. Den Unglücklichen nämlich schmerzt es ganz besonders, dass gerade er unglücklich ist, während so viele Andere ja glücklich sind.

Wenn er nun einsehen lernt, dass alle Vorzüge der Begabung, des Standes, des Besitzes ihre kompensierenden Leiden haben, dass im Grunde Niemand glücklich ist, das Unglück vielmehr einen integrierenden Bestandteil des menschlichen Lebens ausmacht, so wird diese Einsicht weit eher zur Linderung, als zur Verstärkung seines eigenen Leidens beitragen.

Über die menschlichen Handlungen und ihre Motive.

19

Die Motive seines Handelns zu beobachten, ist für den praktischen Menschen unnütz, ja beängstigend und seiner Tätigkeit schädlich, aber für den theoretischen Menschen sehr nützlich.

Jeder Handlung liegt ein Mosaik von Motiven zu Grunde, ohne dass wir zu erkennen vermöchten, aus wie viel Egoismus, Eitelkeit, Stolz, Furcht, Nächstenliebe etc. es zusammengesetzt ist. Der Philosoph kann nicht, wie der Chemiker, eine qualitative und quantitative Analyse zur Anwendung bringen.

Außerdem decken sich die Ausdrücke Egoismus, Eitelkeit etc. keineswegs mit den Empfindungen, welche sie bezeichnen: sie sind eigentlich nur Fingerzeige.

20

Gewöhnlich glauben wir die Handlungen nach unseren Prinzipien einzurichten, wenn wir in Wahrheit die Prinzipien nach unseren Handlungen einrichten.

Die Motive unserer glänzendsten Handlungen gleichen oft denjenigen Substanzen, aus welchen das weiße Papier gemacht wird.

Unsere Sitten hängen von unserem Willen ab; unsere Sittlichkeit hingegen (die Güte und Schlechtigkeit unseres Herzens) hängt nicht von unserem Willen ab. Dem entsprechend können unsere Sitten durch Erfahrung und Belehrung gebessert werden, aber unsere Sittlichkeit ist konstant.

Unsere Aufmerksamkeiten, die der unmittelbare Ausfluss unserer Zuneigung und Güte zu sein scheinen, sind immer das Resultat einer bis ins Einzelste gehenden Überlegung.

21

Man gesteht seine Dummheiten, um zu zeigen, dass man klug genug ist, sie zu bemerken.

Wir beklagen, durch die Welt hart und schlecht geworden zu sein, um den Glauben zu erwecken, dass wir von Hause aus gut sind.

Niemand ist ganz aufrichtig gegen sich selbst, und die Meisten haben ein wahres Talent zur Unaufrichtigkeit.

Es existieren nicht zwei Personen, deren Intimität durch eine rückhaltlose Offenheit nicht leiden würde.

Wer da hat, dem wird gegeben, weil er wiedergeben kann.

Wer seine Freunde in Schutz nimmt, verteidigt gewöhnlich nur seine Ehre, ihr Freund zu sein.

22

Unsere Handlungen richten sich nach der Meinung der Welt. Demnach tun wir auch bei Dingen, die ausschließlich uns selbst betreffen, nicht sowohl das, was uns gut scheint, wie das, was anderen gut scheint.

Ob wir die Menschen im Allgemeinen für gut oder schlecht halten, hängt von unserer Philosophie ab. Aber im Verkehr des Lebens halten wir sie immer wieder für gut, wenn wir selbst gut sind, und für schlecht, wenn wir selbst schlecht sind.

Der Zweck heiligt die Mittel stets dann, wenn das Wohl Vieler nur durch das Leid einzelner erreicht werden kann.

Hierauf beruht auch das Recht und die Notwendigkeit der Strafe.

„Er kennt die Menschen nicht“ d. h. er hält sie für

gut.

23

Unglücksfälle Anderer, durch deren Mitteilung wir in Erstaunen setzen wollen, sind uns immer nicht groß genug, weshalb wir denn stets noch einige Verbrannte oder Zerquetschte oder Ertrunkene oder Vergiftete aus eigenen Mitteln hinzufügen.

Durch unsere Wohltaten wollen wir überraschen und in Erstaunen setzen.

Daher geben wir lieber denjenigen, welche uns nicht gebeten haben, und wenn wir derselben Person etwas geben, so geschieht es, eben aus diesem Grunde, das zweite und dritte Mal sehr viel weniger gern, als zuerst.

Will man öfter von einem Menschen Wohltaten empfangen, so muss man also jedes Mal die größte Überraschung und eine grenzenlose Dankbarkeit an den Tag legen. Denn hierdurch reizt man den Geber fortzufahren, weil er dieselbe Stimmung immer wieder voraussetzt.

24

Der Wohltäter stellt sich vor, wie der Empfänger, von ihm entzückt, ausruft: „Welch himmlisch guter Mensch,“ ja er vergießt Tränen über die Größe seiner eigenen Güte.

Durch Vertraulichkeit bezweckt man weder die Einholung von Ratschlägen, noch die Erleichterung von Sorgen: Man will von einander entzückt sein.

„Wir sehen uns wohl vor meiner Abreise noch,“ sagt man, wenn man bestimmt weiß, dass man sich nicht mehr sieht. Das geschieht zuweilen, um sich den Abschiedsschmerz, gewöhnlich um sich das Affektieren des Abschiedsschmerzes zu ersparen.

Jeder tadelt die Schmeichler, aber Niemand kann sie entbehren.

Durch Lehren ändert man unser Betragen, nicht unseren Charakter.

25

Wer moralisch besser geworden zu sein glaubt, gesteht seine Schlechtigkeit sich gewöhnlich nur weniger zu, als früher.

Wer auf seinem einmal gefassten Entschluss stets mit Hartnäckigkeit beharrt, tut es weniger aus Charakterstärke, als weil er gesagt hat, dass er stets beharre.

Mancher glaubt nicht neidisch zu sein, weil er keine Veranlassung hat, Neid zu empfinden.

Unser Neid ist stets größer, als das Glück des Beneideten.

Dem Schlechten, was wir über Jemanden sagen, schicken wir gern einige Lobeserhebungen voraus, damit man uns für unparteiisch halte und das Folgende um so besser glaube.

26

Unser Interesse ist nicht so empfindlich, wie unsere Eitelkeit.

Auf dem Maskenball schließt man von einer hübschen Maske unwillkürlich auf ein hübsches Gesicht, und im Leben schließt man von einem lebenswürdigen Betragen unwillkürlich auf einen lebenswürdigen Charakter

Wir beurteilen die Verbrecher stets zu hart. Denn wir empfinden nur die Größe ihrer Tat, aber nicht den leidenschaftlichen Zustand, aus welchem sie hervorgegangen ist.

Unsere Unzufriedenheit mit der Welt entspringt gewöhnlich aus ihrer Unzufriedenheit mit uns.

26/27

Unsere eigene Schuld an irgend einem physischen oder moralischen Übel betrachten wir stets als Mittelglied einer Kette von Ursachen und Wirkungen, die Schuld anderer hingegen als Anfangsglied.

Wer das Betragen eines Anderen unsinnig findet, sieht die Gesichtspunkte, nach welchem jener sich entschieden hat, nur zum Teil oder erwägt nicht die Verschiedenheit seines Charakters

Wir schließen immer von uns auf Andere d. h. legen anderen die Motive unter, nach denen wir selbst zu handeln pflegen. Aber dieser Schluss geschieht so unmittelbar und unwillkürlich, dass wir unser Inneres trotzdem nicht kennen lernen, ja wir wissen es gar nicht, dass wir von unseren eigenen Motiven auf ihre Motive geschlossen haben.

Von ganzem Herzen lacht man nur über seine eigenen Witze.

27

Wir verzeihen den Menschen alle ihre Vorzüge, diejenigen ausgenommen, durch welche wir selbst glänzen wollen.

Wir verzeihen den Menschen ihre Fehler, aber nicht die Kenntnis unserer Fehler.

Von schlechten Handlungen auf einen schlechten Charakter zu schließen ist sicherer, als von guten Handlungen auf einen guten Charakter zu schließen.

Wenn Jemand reüssiert hat, erkundigen wir uns sogleich, wie er dazu gekommen ist, in der Hoffnung, den Umständen, dem Glück möglichst viel, seinem persönlichen Verdienst möglichst wenig zuschreiben zu können.

Wer Andere durch seine Erfolge ärgern will, erzählt demnach bloß die Tatsache und verschweigt die begünstigenden Umstände.

29

Gute Sitten sind ein Zwang, den man sich aus Furcht vor Krankheit oder Strafe oder Schande auferlegt.

Die Sitten der Völker sind verschiedener, als ihre Sittlichkeit.

Weil der Egoismus der Menge weniger durch die Furcht vor Strafe, als durch die Furcht vor Schande (Ehrgefühl) in Zaum gehalten wird und weil die Regierenden und ihre Beamten weniger durch Pflichtgefühl und Erwerbstrieb, als durch Eitelkeit (Ehrgeiz und Ehrgefühl) zur straffen Aufrechterhaltung der Ordnung und der Gesetze veranlasst werden, so würde, ceteris paribus, eine staatliche Gemeinschaft

ohne die Existenz der Eitelkeit wahrscheinlich nicht möglich sein.

29/30

Wenn wir über den Schaden anderer uns freuen, so geschieht es entweder, weil ihr Unglück an unser Glück, ihr Mangel an unsere Fülle erinnert (Erklärung der Schadenfreude durch Ideenassoziation nach Lucretius). Diese aus Eigennutz entspringende Schadenfreude ist selten sehr lebhaft;

oder, weil ihr Schaden uns das Gefühl des Übergewichts, der Superiorität, gibt. Diese aus Eitelkeit entspringende Schadenfreude pflegt sehr lebhaft zu sein und auf ihr beruht das Sprichwort:

„Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.“

Die Schadenfreude der Weiber und Kinder ist deshalb so intensiv, weil sie das Gefühl des Übergewichts nur verhältnismäßig selten genießen können.

Die innigste Schadenfreude ist diejenige, die einer voraufgegangenen Neidempfindung folgt.

30/31

Die Handlungen eines Menschen beurteilen wir nicht objektiv, sondern legen sie nach der guten oder schlechten Meinung, die wir von ihm bereits haben, in gutem oder schlechtem Sinne aus.

Statt „er ist stolz, egoistisch, eitel“ würde genauer gesagt: „Man sieht seinen Stolz, seinen Egoismus, seine Eitelkeit.“

Die Motive unseres eigenen Handelns erfahren wir ebenso selten, wie die Motive von den Handlungen Anderer.

Unsere Eitelkeit duldet es nicht, dass wir einen berühmten Schriftsteller langweilig finden oder irgend etwas tun, was in unserer Zeit oder in unserem Stande verpönt ist. Daher die fast vollkommene Gleichförmigkeit in den Handlungen und Urteilen der Menschen, trotz der großen Verschiedenheit der moralischen Empfindungen und intellektuellen Eindrücke.

32

Über Betrügereien gegen uns sind wir deshalb so aufgebracht, weil sie unserer Urteilskraft spotten.

Wir bereuen unsere Niederträchtigkeiten nicht so heftig, wie unsere Etiquettenfehler.

Unserer Umgebung zeigen wir Abscheu vor der Lüge, teils aus Furcht, belogen zu werden, teils um unsere eigene Wahrheitsliebe in Kredit zu bringen.

Oft sagt man die Wahrheit aus Mangel an

Geistesgegenwart.

Ob wir Jemanden liebenswürdig finden, hängt weniger von dem Eindruck ab, den er auf uns gemacht hat, wie von dem, welchen wir auf ihn gemacht zu haben scheinen.

Im Leben handelt es sich oft darum, wer den Anderen am besten zu ärgern versteht.

33

Es liegt in der menschlichen Natur zu denken:
Verabscheue mich, aber bewundere mich.

Man will sich lieber durch Laster vor anderen Menschen auszeichnen, als sich gar nicht vor ihnen auszeichnen.

Verwandte sind unbarmherziger gegen einander, als Fremde.

Schwächlinge tun das Schlechte und bilden sich ein, gut zu sein.

Starke Naturen gestehen sich das Schlechte zu, was sie tun.

Über den Tod verwandter Personen sind wir so lange und so tief betrübt, wie es schicklich ist.

Wir sind nirgends so bescheiden, wie da, wo

unsere Vorzüge im vollsten Maße anerkannt und bekannt sind.

34

Die Zärtlichkeit, die wir Jemandem angedeihen lassen, gilt häufig einer anderen Person, welche wir ärgern wollen.

Um uns über die geistigen Vorzüge eines Menschen zu trösten, dichten wir ihm gern moralische Mängel an.

Bestrafte Kinder schreien weniger vor Schmerz, als um die strafende Person zu ärgern oder zu ängstigen.

Der Bescheidene wünscht den Ruf der Liebenswürdigkeit zu dem der Größe hinzufügen.

34/35

Die Erzieher sollten bedenken, dass viele Früchte uns ausschließlich deshalb schmecken, weil sie verboten sind. Dem entsprechend brauchen sie, wenn Kinder irgend etwas unterlassen sollen, ihnen häufig nur die volle Berechtigung zuzusprechen, es zu tun. -

Auch die Untreue mancher Frau ist lediglich eine Folge der misstrauischen Strenge, mit welcher der Gatte jede ihrer Bewegungen kontrolliert.

Wer tröstete sich nicht über den Tod eines berühmten Freundes, wenn er eine schön empfundene Grabrede auf ihn fertig hat.

Kinder sind unbarmherziger gegen einander, als Erwachsene: weil sie sich weniger verstellen.

Wir loben die Bescheidenheit eines großen Mannes in dem dankbaren Gefühl, dass er unsere Eitelkeit nicht verletzt.

Viele sind eitel auf ihren Mangel an Eitelkeit.

In den Phantasiebildern des Ehrgeizigen figurieren stets Personen, die sich über sein Glück ärgern.

36

Wer auf öffentlicher Straße angebettelt wird, fühlt oft unwillkürlich, dass er fashionabler und generöser aussehen müsse, als die Übrigen, und diese schmeichelhafte Empfindung ist nicht selten das einzige Motiv seiner Wohltätigkeit.

Gewöhnlich hassen wir einen Menschen nicht sowohl wegen des Leides selbst, das er uns zugefügt hat, als weil wir in der Hinzufügung des Leides seine Macht, seine Superiorität haben fühlen müssen.

Dem entsprechend beruht das Vergnügen an der

Rache darauf, dass wir unsere Macht nun dem Gehassten fühlbar machen.

Wir ärgern uns zuweilen, wenn uns Jemand mit aufrichtiger Herzlichkeit zu unserem Erfolge Glück wünscht: gerade von ihm wollten wir beneidet werden.

37

Wer fühlt, dass er sich taktlos gegen uns benommen hat, verzeihet uns das nicht.

Kinder, die ihre kranken Eltern pflegen, unterlassen allerdings nichts, um ihr Gewissen zu beruhigen, aber im Stillen wünschen sie, dass der Tod der Eltern sie bald von deren Pflege befreien möge.

Man erniedrigt sich, weil man denkt: Wer sich erniedrigt, wird erhöht werden.

In Einem Punkte halten wir die Anderen aufrichtig für besser, als uns selbst: Es kommt uns niemals der Gedanke, dass sie eben so schlecht über uns sprechen, wie wir über sie sprechen.

37/38

Wer etwas Auszeichnendes erlangt hat, erregt den heftigsten Neid in seiner Heimat. Denn seine Jugendgenossen empfinden, da sie früher neben ihm standen, seine Auszeichnung am deutlichsten und

schmerzlichsten. Daher verkleinern sie, um ihren Neid zu lindern, seine Vorzüge so viel wie nur möglich, während der Beneidete, gerade der heftigen Neiderregung wegen, seine Vorzüge gern in der Heimat produziert.

Wir lassen unseren Freunden soviel Zärtlichkeit und Teilnahme angedeihen, wie wir glauben, dass sie in unserem Herzen vorhanden wissen wollen.

Unsere Fehler betrachten wir gern als Gattungsfehler („das haben sie Alle“, „das tun sie Alle“). Hierdurch hört der Fehler freilich nicht auf, ein Fehler zu sein, aber wir brauchen Andere nun nicht für besser zu halten, als uns selbst.

Die Leiden Anderer quälen uns nur selten länger, als wir sie sehen.

39

Mit der größten Unbefangenheit handeln
Diejenigen nichtswürdig, die sich ihre
Nichtswürdigkeiten niemals zugestehen.

Oft stellen wir uns Andere als schlecht vor, um uns nicht im Vergleich mit ihnen verachten zu müssen.

Man bezeugt Teilnahme, um für teilnahmsvoll gehalten zu werden.

Trotz unserer allseitigen Falschheit gegen andere halten wir ihre Liebenswürdigkeit gegen uns für aufrichtig.

Unsere Freunde sind über die guten Seiten unserer Werke häufig weniger erfreut, als über die schlechten Seiten.

39-41

Auf das Gut einen Anderen sind wir neidisch entweder, weil es an und für sich angenehm ist (wie z. B. Gesundheit), oder, weil er wegen desselben gefällt, bewundert, beneidet wird (z. B. Schönheit, Vornehmheit).

Jene Neidempfindung gestehen wir ohne Weiteres. Denn sie entspringt aus einem natürlichen uns erlaubten Eigennutz. Auch wünschen wir keineswegs, dass der Andere sein Gut verliere; wir möchten bloß ein ähnliches Gut gleichfalls besitzen.

Diese Neidempfindung hingegen gestehen wir nicht. Denn sie entspringt aus Eitelkeit. Auch wünschen wir nicht nur, dass wir derartige Güter gleichfalls besäßen, sondern dass der Beneidete sein ausgezeichnetes Gut verlieren möchte.

Die meisten Neidempfindungen gehen nicht aus Eigennutz, sondern aus Eitelkeit hervor.

Ferner ist der Neid aus Eigennutz nie so heftig und schmerzhaft wie der Neid aus Eitelkeit.

Umgekehrt: Wenn man auf diejenigen unserer

Güter neidisch ist, welche an uns für sich angenehm sind, so ist diese Neidempfindung uns allerdings erfreulich, weil sie an den Besitz und den Wert jener Güter erinnert, aber wenn man auf diejenigen Güter neidisch ist, wegen deren wir gefallen und bewundert werden, oder wenn man darauf, dass wir gefallen und bewundert werden, selbst neidisch ist, so ist diese Neidempfindung uns noch um Vieles erfreulicher: denn sie schmeichelt unserer Eitelkeit.

Wenn unser Neid aus Interesse, aus Eigennutz entspränge, so würden wir die Zufriedenen und Glücklichen beneiden; da er aber hauptsächlich aus Eitelkeit entspringt, so beneiden wir die Berühmten, Angesehenen und Reichen.

Der Neid hängt sich an den Schein des Glücks.

41/42

Wir stellen unseren Freunden ihr Unglück kleiner dar, als es ist, weniger um ihnen Trost zu bereiten, als nur um uns die Mühe des Tröstens zu erleichtern.

42/43

Hass und Antipathie sind der Art nach verschieden.

Der Hass bezieht sich auf ein einzelnes Factum, die Antipathie richtet sich gegen das ganze Wesen eines Menschen, gegen seine Art zu sein.

Aus der Antipathie entwickelt sich oft ein Zustand der Gereiztheit, in Folge dessen uns jedes Wort eines Menschen, der Ton seiner Stimme, so wie jede seiner Bewegungen unangenehm sind und feindselig gegen ihn stimmen.

In einer solchen Disposition sind viele Frauen, besonders ältere, gegen ihre Männer.

Umgekehrt empfinden wir bei einem Menschen, der uns ganz sympathisch ist, selbst das Anstößige, was er tut, nicht unangenehm.

Dass wir Jemanden hassen, gestehen wir uns und Anderen nicht gern, teils weil Hass eine so wenig menschenfreundliche Empfindung ist, teils weil wir nicht zugeben wollen, dass irgend Jemand Macht genug über uns hat, um durch Beleidigung, Eifersucht, verschmähte Liebe u. Ä. Unseren Hass zu erregen.

Deshalb gibt man Hass häufig für Antipathie aus.

Andererseits pflegt man als Menschenhasser (Misanthropen) Diejenigen zu bezeichnen, welchen die Menschen bloß unsympathisch sind.

Ferner: Weil der Gehasste seine Macht hat fühlen lassen, so findet er in dem Hassenden, durch den seine Macht beglaubigt wird, mehr, was ihm schmeichelhaft ist, als was ihn aufbringt. Das „Liebet, die Euch hassen“ ist also leicht zu befolgen.

Gewöhnlich entspringen die versöhnlichen Gedanken zweier Feinde aus ihrem gemeinschaftlichen Hass gegen eine dritte Person.

43/44

Wenn zwei Menschen sich vollkommen sympathisch bei einander fühlen, so sind ihre unsympathischen Seiten noch nicht hervorgetreten.

Über die Wahl unseres Umgangs entscheidet weniger unsere Sympathie, als unsere Eitelkeit.

Die Sitten eines Volkes können durch äußere Zufälligkeiten, wie das Auftreten eines ausgezeichneten Fürsten, stark beeinflusst werden. Denn jeder hütet sich etwas zu tun, was von den tonangebenden Personen oder Kreisen gebrandmarkt wird. Aber im Grunde ihres Herzens bleiben Alle so schlecht und selbstsüchtig, wie sie waren.

44/45

Ein für gewöhnlich froher, anmaßender Mensch entzückt die Welt, sobald er sich einmal bescheiden zeigt.

Versucht hingegen ein sonst bescheidener Mensch einmal frech aufzutreten, so glaubt man fast, dass er verrückt geworden ist.

Demnach ist es nicht unzweckmäßig, dass man sich für gewöhnlich der Frechheit befleißige. Freilich muss das nach den Charakteren verschieden sein: Dem Einen steht es gut, frech, dem Anderen, bescheiden zu sein.

Der Hochgestellte weiß, dass er durch Selbsterniedrigung nur gewinnen kann.

Statt unsere Freunde über ihr Unglück zu trösten, setzen wir ihnen auseinander, auf welche Weise sie dasselbe hätten vermeiden können.

Dass wir Andere geärgert haben, bedauern wir seltener, als dass wir andere nicht genug geärgert haben.

45/46

Einen Fehler, den wir nicht ablegen wollen, treiben wir gern auf die Spitze, in der Hoffnung, dass man in seiner außerordentlichen Größe etwas Bewundernswürdiges finden werde, und in dieser Voraussetzung sind wir so eitel auf unseren Fehler, dass wir ihn nur ungern bei anderen wahrnehmen.

Raufereien, bei denen wir zusehen, sind uns immer nicht lebhaft genug.

Vernünftigerweise duellieren sich die Menschen, welchen Tod oder Totschlag erträglicher ist, als für feige zu gelten.

46/47

Mutig ist, wer sich vor Schmerz und Tod nicht fürchtet und dem entsprechend handelt.

Der Mut wird hoch ästimiert, denn der, welcher ihn besitzt, kann Alles wagen; die Herrschaft über Welt und Menschen gehört ihm, er ist unabhängig von allen Verhältnissen des Lebens: Er steht über ihnen; während umgekehrt der Feige nichts wagen kann, von den Verhältnissen des Lebens abhängig ist, unter ihnen steht.

Moralisch lobenswert ist der Mutige erst dann, wenn er für Andere Schmerz und Tod auf sich nimmt.

Wer im Kampfe des Lebens offen und ehrlich zu Werke geht, gleicht einem Unbewaffneten, der gegen Bewaffnete kämpft.

Die Zuchthäusler sind nicht schlechter, als andere Menschen: Sie haben nur schlechter gerechnet. Dem entsprechend hat auch ihre Physiognomie nichts ungewöhnlich Böses.

47/48

Wer einen guten Ruf hat, versucht, ihn sich zu erhalten; aber wer einen schlechten Ruf hat, verzweifelt gewöhnlich an der Möglichkeit, ihn in einen guten zu verwandeln, und zieht es deshalb vor, den Fehler, durch welchen er übel berüchtigt ist, auf die Spitze zu treiben. Erlangt er hierdurch auch kein Ansehen, so erregt er wenigstens Aufsehen, was

seiner Eitelkeit genügt, während er gleichzeitig seine Neigung vollkommen befriedigt.

Die Handlungen und Ereignisse im Leben der Menschen scheinen, von außen gesehen, sehr verschieden und mannigfaltig, aber von innen gesehen, sind fast alle durch eine nur kleine Anzahl von Trieben verursacht, nämlich durch den Erhaltungs- und Erwerbstrieb, den Geschlechtstrieb oder die Eitelkeit.

48/49

Die Fehler, wegen deren wir die einzelnen Menschen tadeln, sind ihnen sehr oft nicht als Individuen, sondern als Gattungswesen eigentümlich, z. B.: Dieser Monarch stürzt und erhöht seine Günstlinge nicht nach Verdienst, sondern nach Laune. Fast jeder Mensch würde, wenn er Fürst wäre, so handeln. Also schreiben wir mit Unrecht dem besonderen Charakter zu, was eine Folge der besonderen Umstände und des allgemein menschlichen Charakters ist.

Wir lachen über den, der unsere Komplimente annimmt.

Es wurde gefragt, woraus die Selbstachtung entspringe. Jemand erwiderte: Aus Mangel an Selbstkenntnis.

Wer, wenn er sich ganz natürlich beträgt, nicht den Stock oder den Galgen verwirkt, gehört zu den außergewöhnlichen Menschen.

Wir versichern, dass die Meinung der Welt uns ganz gleichgültig sei: Um von der Welt bewundert zu werden.

49/50

Einen Philosophen, der nach zehntausend Jahren wieder auferstände, würde das, was sich im Menschengeschlecht verändert hat, wahrscheinlich nicht so in Erstaunen setzen, wie das, was unverändert geblieben ist.

Man halte jeden Menschen so lange für schlecht, bis er das Gegenteil bewiesen hat.

Wenn Geringschätzung von Seiten Anderer uns wirklich gleichgültig wäre, so würden wir uns nicht so viel Mühe geben, sie von unserer Gleichgültigkeit zu überzeugen.

Das Unglück unserer Freunde macht uns weniger Kummer, als ihr Glück unseren Neid erregt.

Wir bemerken es nicht immer, wenn Andere gütig gegen uns sind, aber wir bemerken es stets, wenn wir gütig gegen Andere sind.

An unseren Lastern finden wir oft Seiten, auf die wir eitel sind.

51

Die Freude über unser eigenes Glück ist selten so ungetrübt, wie die Freude über unserer Feinde Unglück.

Man gesteht seine Fehler, um an die mit ihnen verbundenen Tugenden zu erinnern.

Nach den meisten Gütern streben wir nur, um durch sie Bewunderung und Neid zu erregen.

Die Menschen sind, wie Shakespeare sie schildert, aber aus Furcht vor Strafe und Schande handeln sie im gewöhnlichen Leben anders.

Unerträglich werden die Laster Derer, welche sich in ihren Lastern gefallen.

Märtyrer ziehen der physischen Behaglichkeit das Gefühl, bewundert zu werden, vor.

52

In Zeiten der Unruhe, wenn das Schändliche nicht für schändlich gilt, noch bestraft wird, zeigen sich die

Menschen, wie sie sind.

Tritt ein Zustand der Ruhe und Ordnung wieder ein, so zeigen sich Alle, wie sie nicht sind: Jeder beherrscht und verstellt sich in so weit, dass er weder den Strafgesetzen seines Volkes, noch der Verachtung oder Geringschätzung der öffentlichen Meinung anheim fällt, - die ihren Ursprung in wenigen tonangebenden Personen hat.

Demnach sind die menschenfreundlichen Sitten einer Zeit nicht wie ein Fortschritt des menschenfreundlichen Empfindens, sondern nur wie ein erhöhter Grad des Beherrschens und Verstellens aufzufassen.

Auch beruht es hierauf, dass die Zeiten der Unruhe bei den zivilisierten Völkern ziemlich dasselbe Gepräge tragen, wie bei den unzivilisierten.

52/53

Unsere Vernunft ist manchmal stark genug, um einen sehr tugendhaften Entschluss zu fassen, aber nur selten vermag sie ihn auszuführen.

Man schließt von sich auf Andere, aber selten von Anderen auf sich.

Zwei Menschen sind oft von der größten Zärtlichkeit gegen einander, nennen sich Freunde, preisen das Glück beisammen zu sein, können sich nicht trennen und sprechen mit Schmerz von ihrer

einstigen Trennung, während im Herzen der eine die Gegenwart des anderen verwünscht.

Um uns dem Willen Anderer nicht zu fügen, handeln wir sogar gegen unsere Neigung und gegen unser Interesse.

Um Andere zu ärgern fügen wir häufig uns selbst Leid zu.

54

Der Wunsch, eine andere Person zu ärgern, kann das Motiv zum Selbstmord werden.

Oft verbinden wir uns einen Menschen nicht so sehr durch eine ihm erwiesene Aufmerksamkeit, wie dadurch, dass er sich aufmerksam gegen uns hat zeigen können.

Die Fehler unserer Freunde tadeln wir nicht nach ihrer wirklichen Größe, sondern je nachdem wir durch sie zu leiden haben. So tadeln wir ihre Schlechtigkeit und ihr ausschweifendes Leben weniger, als dass sie so viel von sich selbst sprechen oder stolz auf ihre vornehmere Geburt sind (sich wichtig machen).

Oft sagen wir von Jemandem Gutes, in der Hoffnung, auf Widerspruch zu stoßen.

Man schreibt seine eigenen Erfolge selten dem

Glück und die Erfolge Anderer selten dem Verdienste zu.

55

Wenn man Bewunderung oder Neid erregen will, so darf man die Absicht nicht merken lassen. Denn sonst wird das Publikum, statt unsere Vorzüge zu beneiden (was ihm unangenehm ist), unsere Absicht verspotten (was ihm angenehm ist).

Unseren Freunden opfern wir manchmal Vorteile, weil unsere Eitelkeit dabei irgendwie ihre Rechnung findet, aber die Eitelkeit selbst (unseren Ruhm, unsere Beliebtheit, unsere Ehre als vornehme Menschen u. Ä.) opfern wir ihnen nie, sondern sind viel eher bereit, sie unserer Eitelkeit zu opfern.

Oft erheben wir die Vorzüge des Einen, um an die Mängel des anderen zu erinnern.

Unsere Prinzipien haben großen Einfluss auf die Namen, die wir den Motiven unserer Handlungen geben.

56

Mit gesellschaftlich unter uns stehenden Personen sprechen wir vor der Öffentlichkeit nur da freundlich, wo ihre und unsere Verhältnisse allen Menschen

bekannt sind.

Jeder macht die Fähigkeiten oder Güter, auf deren Besitz er stolz ist, zum Maßstab für den Wert aller übrigen Menschen.

Männer lügen ihres Vorteils wegen, Frauen aber, weil das Lügen selbst ihnen Vergnügen macht.

Ein Jüngling, der sich dem Laster ergibt, wird, wie die vom Wurm gestochene Frucht, vor der Zeit reif.

Mancher legt ein auffallendes Kleidungsstück an und überredet sich später, dass die auf ihn gerichteten Blicke der Menschen seiner schönen Figur, seiner geistreichen Physiognomie gelten.

57

Wenige haben ein so starkes Gedächtnis, dass sie den hundertsten Teil ihrer Lügen behalten könnten.

Emporkömmlinge behandeln ihre Untergebenen schlecht, weil sie den Unterschied zwischen sich und ihnen immer aufs neue betonen müssen.

Wir tadeln die Schlechtigkeiten eines Menschen deshalb so heftig, weil wir von der Güte der übrigen Menschen eine irrtümliche Meinung haben.

Jeder Mensch betrachtet seine eigenen Mängel als die Fehler seiner Tugenden und die Vorzüge, welche er anderen zugesteht, gewöhnlich als die Tugenden ihrer Fehler.

Dass wir uns wichtig machen, merkt das Publikum immer und wir nie.

58

Die Menschen nehmen uns nichts so übel, wie ihre eigene Dummheit.

Häufig zeigen wir uns liebenswürdig, um auf die Unliebenswürdigkeit Anderer aufmerksam zu machen und unser eigenes Betragen durch den Gegensatz auf das vorteilhafteste hervorzuheben.

Der ist ein guter Mensch, dessen Gaben ein edler Mensch gern annimmt.

Wir lieben keinen so selbstlos, dass wir von ihm nicht entbehrt werden möchten.

Es ist gefährlich, sich oder Anderen zu schwere Gesetze aufzuerlegen: Denn weil diese nicht befolgt werden und andere nicht da sind, wird man dann nur seinen Neigungen und Leidenschaften folgen.

59

Es ist vernünftiger, sich in die Fehler seiner Umgebung zu finden, als sie korrigieren zu wollen.

Mancher ist hart und rücksichtslos nicht aus natürlicher Härte, sondern weil er sich in der Rolle eines harten und rücksichtslosen Menschen gefällt.

Ein Anderer ist gütig, weil er sich in der Rolle eines weichherzigen, zuvorkommenden, gütigen Menschen gefällt.

Manchen Naturen ist ein Leben ohne Zank und Streit unerträglich langweilig.

Je besser wir das menschliche Herz kennen, desto nachsichtiger sind wir gegen seine einzelnen Äußerungen.

Es ist leichter, sich der sinnlichen Genüsse zu enthalten, als in ihnen Maß zu halten.

60

Darüber, dass Jemand unsere Fehler bemerkt hat, trösten wir uns, wenn er dieselben Fehler sich vindiziert: Woraus denn klar wird, dass es uns nicht sowohl schmerzlich ist, mit Fehlern behaftet zu sein, als Fehler zu haben, die ein Anderer nicht hat.

Die Menschen sind im Augenblicke des Abschieds zärtlich gestimmt, sie fühlen heftigen Schmerz, sich

trennen zu müssen, und beklagen tief alle früheren Zwistigkeiten. Wenn aber ein Zufall die Trennung auf eine kurze Zeit verschiebt, so füllen sie dieselbe stets mit der lebhaften Erneuerung jener Zwistigkeiten aus.

60/61

Dass wir gesellschaftlich unter uns stehende Bekannte gelegentlich ignorieren, geschieht nicht aus Hochmut (wie die Beleidigten stets behaupten, um uns desto heftiger tadeln zu können), sondern aus Furcht, von Unersgleichen gering geschätzt zu werden. Ignorieren wir sie nicht, so geschieht es, weil wir sie doch nicht los werden zu können glauben, oder weil wir meinen, unser Ansehen werde durch die Bekanntschaft mit ihnen nicht leiden, oder weil wir nicht für hochmütig gelten wollen.

Übrigens sind die Beleidigten weniger in ihren freundschaftlichen Gefühlen, als in ihrer Eitelkeit beleidigt und machen es ebenso mit Denen, welche tiefer stehen, als sie.

Die Regungen der Nächstenliebe, des Wohlwollens einerseits und des Neides, der Schadenfreude andererseits hängen nicht mehr von uns ab, als die Regungen unserer Eingeweide.

Unsere Neigungen bemänteln wir gern mit dem Pflichtbegriff.

Wir glauben aufrichtig und fest Alles, was wir zu

glauben ein Interesse haben.

62

Es ist leichter sich gegen Fremde liebenswürdig, ja aufopfernd zu verhalten, als gegen seine nächsten Angehörigen.

Wir fühlen es stets, wenn man uns verletzt, aber wir fühlen es nicht immer, wenn wir Andere verletzen.

Wer von seinen Kindern oder Freunden fordert, dass sie liebenswürdiger gegen ihn sein sollen, fordert, dass sie mehr Liebenswürdigkeit heucheln.

Die Fehlritte schöner Frauen werden besonders von den hässlichen getadelt; den Adelsstolz vornehmer Personen tadeln besonders die Bürgerlichen, und den satirischen Spott witziger Menschen die witzlosen.

62/63

Unsere Freundlichkeit gegen vormals reiche oder angesehene Personen entspringt aus dem dankbaren Gefühle, dass wir nicht mehr durch ihren Glanz, durch ihre Superiorität zu leiden haben.

Statt unsere Freunde über ihr Unglück zu trösten, versichern wir ihnen, dass wir dasselbe vorhergesehen haben.

Wir verkleinern die Vorzüge eines Menschen, um unsere Neidempfindung zu verkleinern.

Luxus aller Art geht schnell ins Extrem, weil jeder immer wieder etwas haben will, was die Anderen nicht haben.

Die Lebhaftigkeit, mit der wir unseren Freunden Ratschläge erteilen, entspringt weniger aus Sorge für sie, als aus dem Vergnügen, sie zu bevormunden.

63/64

Dass wir freundlich gegen Den sind, der von allen Übrigen zurückgestoßen wird, geschieht weniger aus Menschenfreundlichkeit, als weil wir nicht mit der Menge gehen wollen: Wir erlangen mehr Beachtung, wenn wir allein auf die entgegengesetzte Seite treten; außerdem üben wir solche Freundlichkeit nur dann, wenn unser Ansehen groß genug ist, um hierdurch nicht gefährdet zu werden.

Die besten Handlungen haben oft unappetitliche Eingeweide.

Über Weiber, Liebe und Ehe.

67

Es charakterisiert die erste Liebe, dass wir nicht begreifen, wie andere Menschen schon vor uns lieben konnten, da sie doch den einzigen Gegenstand, der uns liebenswert erscheint, nicht kannten.

Wenige haben geliebt. Bei den meisten vertritt teils Sinnlichkeit, teils Eitelkeit die Stelle der Liebe.

Gefahren und Weiber dürfen, wie Nessel, nicht zaghaft angefasst werden.

Frauen brauchen nur wenig Geist, um für geistreich zu gelten.

68

Jede Frau schätzt die männlichen Eigenschaften am höchsten, die ihrem Manne fehlen.

Jede Frau ist unglücklich mit ihrem Manne und weiß einen anderen, mit dem sie glücklich sein würde.

Wenn wir, im Verkehr mit einem edlen, geistreichen, uns innig sympathischen Weibe,

schließlich auch den intimen Besitz desselben erlangen, so verlieren wir immer mehr, als wir gewinnen.

Wer den Wunsch hat, möglichst viele Personen des anderen Geschlechtes in sich verliebt zu machen, - ohne sie verführen, heiraten, plündern, oder sonst positive Vorteile erlangen zu wollen, - ist kokett.

Dieser Wunsch ist entweder an Blicken und Bewegungen sichtbar oder nicht sichtbar und ferner entweder bewusst oder unbewusst

Die bewusste Koketterie ist gewöhnlich unsichtbar, und die unbewusste stets sichtbar.

69

Wenn die bewusste Koketterie sichtbar ist, stößt sie ab, hingegen hat die unbewusste etwas Anziehendes.

Eine feine Art der sichtbaren Koketterie ist diejenige, welche unbewusst scheint und bewusst ist.

Die Äußerungsweise der Koketterie ist also mannigfaltig, ihre Stärke hingegen ist bei verschiedenen Menschen nicht sehr verschieden.

An der Koketterie findet man Gefallen, teils weil es angenehm ist, Personen des anderen Geschlechtes zu seinen Füßen zu sehen, besonders aber weil man von Personen desselben Geschlechtes um seine Eroberungen beneidet werden will.

Mädchen schreiben die Erfolge anderer Mädchen stets der Koketterie derselben zu.

Schöne Frauen sind stolz auf ihre Eroberungen, hässliche auf ihre Tugend.

70

Frauen erscheinen uns in ihrer Wahl nie unbegreiflicher, als wenn sie andere uns vorziehen.

Die lebenslängliche Ehe ist ein nützliches, aber unnatürliches Institut.

Die Größe des ehelichen Glückes steht in umgekehrtem Verhältnis zu der Länge des täglichen Beisammenseins.

Bei den Heiraten unserer Zeit spielt keine Empfindung eine so untergeordnete Rolle, wie die Liebe.

Es ist reizvoll ein Mädchen nicht zu verführen, welches auf dem Punkte steht, sich uns zu ergeben: Denn unserer Eitelkeit genügt ihr Wollen, und für den flüchtigen Liebesgenuss erlangen wir das angenehme Gefühl unseres hohen Edelmut.

71

In der Liebe macht man dem anderen Teil oft Kälte zum Vorwurf, um seine eigene Kälte zu verbergen.

71/72

Die Taktik, welche die Frauen zur Verteidigung ihrer Behauptungen anwenden, ist außerordentlich zweckmäßig.

Zunächst sprechen sie die Behauptung aus, vielleicht mit Hinzufügung eines schwachen Beweises. Wenn der Mann diesen Beweis umständlich widerlegt hat, so sprechen sie ihre Behauptung, mit etwas ärgerlicherer Stimme, zum zweiten Mal aus, ohne irgend etwas hinzuzufügen. Der Mann, einigermaßen erstaunt, noch um keinen Schritt weiter gekommen zu sein, führt seinen Beweis von den verschiedensten Gesichtspunkten aus, aber die Frau wiederholt bloß ihre Behauptung, oder klagt, wenn sie der Sache überdrüssig ist, über Migräne und Nervenverstimmung, womit denn die Lazarettfahne aufgezogen und jeder weitere Angriff, nach den Gesetzen des Völkerrechts, abgeschnitten ist.

Das weibliche Geschlecht ist von Natur nicht koketter, als das männliche; aber während der Ehrgeiz des Mannes sich nach verschiedenen Richtungen hin betätigen kann, existiert für alle ehrgeizigen Bestrebungen des Weibes nur Eine Richtung: Eroberungen.

Die Koketterie ist der Ehrgeiz des weiblichen Geschlechts.

72/73

Wenn ein Mann heiratet, so hatte er gewöhnlich schon Dutzende von Weibern besessen; da hat seine Phantasie, sein Verlangen zu wechseln sich abgekühlt: Er bleibt seiner Frau aus Erschlaffung treu.

Hingegen wird die Phantasie der Frau durch das eheliche Leben erst aufgeregt, und wenngleich sie ihren Mann im ersten Stadium der Ehe mehr liebt, als je zuvor, so wird sie doch bald seiner überdrüssig und verlangt zu wechseln.

Gewöhnlich entspringt die Untreue einer jungen Frau weniger aus Neigung zu ihrem Geliebten, als aus Überdruß an ihrem Manne.

Wenn man nicht mehr lieben mag, so denkt man daran, zu heiraten.

Dass sie keinen Mann haben, schmerzt die Mädchen weniger, als der Gedanke, dass man glauben möchte, sie könnten keinen Mann bekommen.

Wie oft man seiner Frau gegenüber auch Recht haben mag, die Frau behält immer Recht.

Liebende sind nie zärtlicher mit einander, als wenn sie ihre Langeweile verbergen wollen.

74

Gegen die Untreue seiner Geliebten kann man sich nur dadurch schützen, dass man sie von vornherein als unvermeidlich betrachtet.

Einen unglücklich Liebenden schmerzt es weniger, dass er des Liebesgenusses entbehren muss, als dass ein Anderer ihm vorgezogen ist, und einen glücklich Liebenden freut die Bevorzugung fast immer mehr, als der Liebesgenuss.

Unsere Liebe mästet sich mit dem Ärger über erlittene Zurücksetzung.

Die Eitelkeit ist die Amme der Liebe.

Freilich gibt es eine wahre Liebe, die keine Amme bedarf, weil sie, wie Minerva, erwachsen zur Welt kommt.

Fast Alle werden geheiratet, weil man sie nicht kennt, fast Niemand, weil man ihn kennt.

75

Niemand würde seines Nächsten Gattin zum

Weibe begehren, wenn er sie so genau konnte, wie sein Nächster.

Männer herrschen, Frauen tyrannisieren

Jede Frau stachelt den Ehrgeiz ihres Mannes, weniger damit er von anderen Männern, als damit sie vor anderen Frauen hervorrage.

Der Liebende will besitzen, der Eitele nur begehrt werden.

Je mehr Glück wir uns von dem Besitz eines Gegenstandes versprechen, desto unglücklicher werden wir durch seinen Besitz. Daher sind die Ehen aus Liebe fast immer unglücklich und Geldheiraten verhältnismäßig glücklich.

75/76

Gegen seine Frau, seine Untergebenen, seine Diener darf man kein Misstrauen zeigen. Denn hierdurch werden sie an die Möglichkeit eines Treubruchs erinnert; auch erscheint ihnen derselbe weniger schlecht, weil der Misstrauische sich ja gleichsam auf ihn vorbereitet hat.

Außerdem sind sie gerade treu, weil sie die Ehre, für treu gehalten zu werden, nicht verscherzen wollen, und endlich gewährt es kein geringes Vergnügen, Den, welcher misstrauisch jeden unserer Schritte bewacht, zu überlisten.

Daher ist es zweckmäßig, stets das größte Vertrauen zu zeigen, - und das größte Misstrauen zu hegen.

Vor der Welt affektieren Gatten noch lange Glückseligkeit, nachdem die Welt schon bis ins Einzelste von ihrem Unglück unterrichtet ist.

Wie oft wir selbst auch zu lieben heucheln mögen, wir glauben stets aufrichtig geliebt zu werden.

77

Die Mädchen lieben stets solche Männer, welche von Anderen schon geliebt werden: Um ihnen den Rang abzulaufen.

Das weibliche Geschlecht zieht stolze, anmaßende und freche Männer den unterwürfigen und bescheidenen vor: Jene reizen es, sie zu unterwerfen; diese sind schon unterworfen und haben deshalb keine Interesse mehr.

Wenn Liebe Gegenliebe findet, erlischt sie häufig, noch bevor sie irgend einen Liebesgenuss gekostet hat: Es lag ihr weder Sinnlichkeit noch Sympathie zu Grunde, sondern Eitelkeit.

Man heirate nicht: Denn von seinen erwachsenen Kindern wird man entweder mit Nachsicht behandelt (was unangenehm ist) oder ohne Nachsicht (was sehr

unangenehm ist).

Außerdem verbünden sich erwachsene Kinder mit der Mutter gegen den Vater oder mit dem Vater gegen die Mutter. -

78

Die Frau behandelt nicht ihren Freund so gut und ihren Mann so schlecht, weil die Persönlichkeit des Einen ihr zusagender ist, als die des Anderen, sondern weil eben der Eine ihr Mann und der Andere ihr Freund ist.

Man lasse sie die Stellen tauschen, und ihre Behandlung wird gleichfalls umgekehrt werden.

Zurücksetzung vergrößert die Liebe, teils weil jeder erstrebte Gegenstand uns wertvoller erscheint, wenn zwischen uns und ihn sich Schwierigkeiten drängen, besonders aber weil der Zurückgesetzte jetzt durch den Besitz des geliebten Gegenstandes nicht nur seiner Liebe zum Genuss verhelfen, sondern gleichzeitig seiner gekränkten, vielleicht durch Bevorzugung eines Anderen tief verletzten Eitelkeit Genugtuung verschaffen will.

Daher auch die allen bekannte Tatsache, dass Eifersucht unsere Liebe verstärkt.

79

Statt „dieses Mädchen ist kokett“ würde richtiger

gesagt: Die Koketterie dieses Mädchens sieht man.

Man will die viel Begehrte, um der Vielen Vorgezogene zu sein.

Dass Weiber den ersten Fehltritt langsamer tun, als Männer, dann aber häufig schnell ganz und gar sinken, beruht nicht auf dem spezifisch weiblichen Charakter, sondern auf den Verhältnissen. Denn die Ehre des Weibes ist durch den ersten Fehltritt nun doch einmal verloren; es nützt ihm nichts, auf halbem Wege stehen zu bleiben.

Frauen entschuldigen an ihren Günstlingen Alles und tadeln Alles an Denen, die sie nicht leiden können.

Die Freier unserer Zeit prüfen nur die Emballage der Braut.

80

Ein schönes Weib macht häufig Die unglücklich, die sie nicht besitzen, und Den, welcher sie besitzt.

Den, welchen man nicht mehr liebt, behauptet man, nie geliebt zu haben. Daher die Versicherung aller Frauen, dass sie ihre Männer nie geliebt hätten.

Die Komplimente, welche wir den Weibern

machen, sind ihnen schmeichelhaft als ein Tribut ihrer Schönheit, ihrer Liebenswürdigkeit, ihres Geistes, während wir sie doch nur machen, um selbst für liebenswürdig und geistreich gehalten zu werden.

Man will der Auszeichnung wegen Dem gefallen, dem sonst Niemand gefällt. Daher liebt das weibliche Geschlecht gerade die anspruchsvollen, verachtenden Männer.

81

Die Weiber nehmen es übel, wenn wir sie in schlechter Toilette überraschen, während der umgekehrte Fall sie sehr zu unseren Gunsten einnimmt.

Die Weiber wollen jedem Mann gefallen, ihren eigenen natürlich ausgenommen.

Frauen begeistern sich häufig für einen großen Mann, aber selten für seine Leistungen.

Die Frau hört auf, ihren Kindern Vorwürfe zu machen, wenn der Mann mit einstimmt: vielmehr kehrt sie den Spieß dann um und verteidigt die Kinder gegen den Vater.

Mit den Weibern spricht man nicht, man schwatzt.

81/82

Oft streben wir nach dem Besitz einer Person oder eines Gegenstandes nur um des Bewusstseins willen, dass wir im Stande sind, sie zu erlangen.

Man muss seine Frau heiraten, bevor man sie genau kennt: Denn, wenn man sie erst genau kennt, wird man sie nimmer mehr heiraten.

Jemand sagte: Bei allen Verlobungen empfinde ich ein lebhaftes Gefühl der Freude, natürlich der Schadenfreude.

Die Bigamie wäre in gewisser Hinsicht nicht unpraktisch: Denn, wenn beide Frauen auch fortwährend mit einander zankten, so würde doch jede von ihnen den Mann aufs beste behandeln: um ihn zu überzeugen, dass die andere Schuld sei.

82/83

Wenn zu der Liebe, mit der wir nach dem Besitz eines Weibes streben, sich Eifersucht gesellt, so erscheint das Weib uns liebenswürdiger, anmutiger und schöner, überhaupt um seiner selbst willen begehrenswerter, während wir tatsächlich seinen Besitz nur deshalb jetzt mehr begehren, weil wir Anderen vorgezogen werden wollen.

Eine glückliche Liebe mag Vorzüge vor einer unglücklichen haben, aber die unglückliche dauert länger, als die glückliche.

Das weibliche Geschlecht hat eine Vorliebe für ausschweifende Männer, teils wegen der Verständnisinnigkeit, teils weil es Reiz hat, den übrigen Geliebten Jener den Rang abzulaufen.

Wenn ein Mädchen, das wir besitzen möchten, aber nicht heiraten, einen Anderen heiratet, so schmerzt uns das nur wenig. Hätte sie aber einen anderen Liebhaber uns vorgezogen, so würde uns das außerordentlich schmerzen: Woraus denn klar wird, wie wenig Liebe und wie viel Eitelkeit wir haben.

84

Die qualvollste Sehnsucht nach dem Besitz des geliebten Gegenstandes ist ein seliges Gefühl im Vergleich mit dem Gefühl des Ekels, nachdem man besessen hat.

84/85

In den Garderoben der Ballsäle messen sich die Damen mit feindseligen Blicken; heimlich kichern sie über verunglückte Toiletten; mit unverstellter Freude gratuliert eine Gespielin der anderen zu ihrer gelungenen Toilette, wenn sie dieselbe misslungen findet, während dort ein Anzug als „nicht so hübsch

wie sonst“ bezeichnet wird, wenn er ungewöhnlich hübsch ist; auch beachte man die guten Ratschläge über kleine, zweckmäßige Veränderungen bei Kostüms, die gegeben und von Neulingen, unter dem spöttischen Blick Erfahrener, befolgt werden; die Belagerung der Spiegel; den zufriedenen Ausdruck, mit dem schließlich jede von Spiegel fortgeht; die affektierte Unruhe derer, die ihrer Tänzer sicher sind; die affektierte Ruhe der Fürchtenden; die neidischen Blicke der Welkenden; die gleichgültigen Dinge, über die sich die Mütter unterhalten, während sie die Töchter vergleichend anschauen.

Weiber schreien, wo Männer handeln.

Cynthia liebt von zwei Männern den einen. Lesbia kommt dazu, welche ein natürliches Pendant zum anderen ist. Trotzdem liebt sie den ersteren, zu dem sie gar nicht passt: Um ihn Cynthia zu entreißen.

Wenn es aufhörte, Mode zu sein, dass man seine Eroberungen erzählt, so würde die öffentliche Sittlichkeit hierdurch mehr, als durch irgend etwas Anderes gehoben werden.

Um eine Frau für sich einzunehmen, ist es oft zweckmäßig, ihren Mann gegen sich einzunehmen.

Nichts bestärkt eine Frau so sehr in ihrem Vorsatz, wie der Widerspruch ihres Mannes.

Man denkt: Mit diesem Mädchen wäre ich glücklich geworden, - ohne zu erwägen, dass man von seiner Frau dasselbe dachte.

Gatten behandeln sich so wenig menschenfreundlich, weil nicht – wie im Verkehr mit Fremden – Interesse oder Eitelkeit zu einen entgegengesetzten Betragen veranlassen.

Weil die Frau nachdrücklicher und gleichsam umsichtiger quält, als der Mann, und weil Männer sich dem Schelten, Bespötteln, Klagen, strafend Anblicken und Anschreien nicht so gut zu entziehen verstehen, wie Frauen, so hat die Bibel völlig Recht. Er soll dein Herr sein.

Das Band, welches Verlobte sowohl wie Eheleute bindet, ist oft die Furcht vor Skandal.

87

Oft glauben wir eine Person des anderen Geschlechts zu lieben, ihren Besitz zu begehren, wenn wir aus Eitelkeit von ihr begehrt werden wollen.

Unsere Liebe wächst, wenn ihr Gegenstand auch unseren Freunden gefällt, - weil unsere Eitelkeit nun gleichfalls triumphieren kann.

Unsere Liebe nimmt ab, wenn ihr Gegenstand unseren Freunden missfällt, weil unsere Eitelkeit jetzt nicht triumphieren kann, vielleicht gar leidet.

Weiber sind von Natur nicht neidischer, als Männer, aber weil alle Weiber geborene Konkurrentinnen sind, so haben sie öfter Veranlassung zum Neiden.

Die Treue unserer Geliebten hängt von dem Umstände ab, ob sie einen besseren Liebhaber findet oder nicht.

88

In der Liebe pflegt man gleichzeitig Betrüger und Betrogener zu sein.

Die Frau ist nicht selten über die Versehen ihres Mannes erfreut, weil sie nun durch Vorwürfe ihre Herrschaft festigen kann. -

Die Frauen würden sich schneller ergeben, wenn sie nicht fürchteten, sich in den Augen des Verführers selbst herabzusetzen.

88/89

Die Frauen gewähren ihre Gunstbezeugungen selten dem Zaghafte. Denn sie genieren sich vor ihm, durch ihr Betragen mehr Leichtigkeit zu zeigen,

als er selbst in seiner Zaghaftigkeit vorausgesetzt.

Hingegen scheint der Kühne sie nun doch einmal zu Gunstbezeugungen geneigt zu halten, so dass sie durch das Zugeständnis derselben nichts mehr vor ihm verlieren. Auch zwingt die zuversichtliche Besitznahme ihnen unwillkürlich den Gedanken auf, dass dieselbe irgendwie sich auf einen wirklichen Rechtsanspruch gründen müsse, und überhaupt ist einiger Mut erforderlich, um Jemanden Das abzuschlagen, was er wie sein rechtmäßiges Eigentum requirirt.

Eine Frau, die zufällig, gehört hat, dass bedeutende Frauen auch die Vorreden der Bücher lesen (nach Jean Paul), wird in Zukunft alle Vorreden lesen.

Vermischte Gedanken.

93

Die sogenannten guten Gesellschafter pflegen sich selbst schlechte Gesellschafter zu sein, und umgekehrt.

Um sich mit Leichtigkeit auf der Oberfläche des gesellschaftlichen Elementes erhalten zu können, darf man nicht spezifisch schwerer sein, als dieses Element. Sonst sinkt man unter, wie der Stein im Wasser.

Den Namen des Vorgestellten spricht man um so deutlicher aus, je vornehmer er klingt, und umgekehrt.

93/94

Wir betonen die Standesunterschiede gegen Personen, die nur wenig unter uns stehen, schärfer, als gegen solche, die tief unter uns stehen.

Wer immer zu inkommodieren fürchtet, inkommodiert am meisten.

Ein Mensch, von dessen Schicklichkeit wir einen hohen Begriff haben, tut nichts Unschickliches.

Ein allgemein beliebter Mensch hat mittelmäßige Tugenden und mittelmäßige Laster.

Gesellschaftlich fein geschliffene Dummköpfe sehen der Verlegenheit, mit der ein Gelehrter sich unter ihnen bewegt, nicht ohne Genugtuung zu. Sie sollten jedoch bedenken, dass es nur ihre Dummheit ist, die jenen so verlegen macht.

94/95

Gute Manieren sind ein passe-partout, auf das selbst Mängel jeder Art sehr gern in der Gesellschaft zugelassen werden, während ein Mensch mit schlechten Manieren, welche Eigenschaften er sonst auch haben mag, in der Gesellschaft nur geduldet wird.

Wer sich nur um den Kern der Dinge kümmert, stößt in der Welt da an, wo es sich nur um die Schale handelt, d. h. ziemlich überall.

Nur wer mit Dreistigkeit auftritt, darf ungestraft grobe Formfehler machen.

Unter uns stehende Personen sind leicht von uns entzückt: Wir brauchen ihnen nur etwas Freundlichkeit zu zeigen.

Hingegen ist es schwer, sich höher Stehende geneigt zu machen: Dies nämlich erfordert

Menschenkenntnis, Selbstbeherrschung und vielleicht Charakterlosigkeit

95/96

Darüber, dass wir in der Gesellschaft nicht gefallen, kann uns die Beschaffenheit Derer trösten, welche dort gefallen.

Welche Ungeschicklichkeit, Taktlosigkeit oder Ignoranz wir gelegentlich auch dokumentieren mögen, im Nu haben wir einen Gesichtspunkt gefunden, der uns vollkommen entschuldigt. Wenn hingegen Andere es auch nur im Geringsten versehen, so bleibt uns unbegreiflich, warum sie nicht vor Scham ins Wasser springen oder auswandern.

Taktvolle Menschen, die da fühlen, was Andere verletzt, erscheinen besser, als sie sind. Denn taktvoll handeln sie nicht sowohl aus natürlicher Liebenswürdigkeit, als weil sie nicht für unliebenswürdig gelten wollen.

Taktlose Menschen erscheinen schlechter, als sie sind. Denn sie verletzen allerdings oft, merken aber nicht, dass sie verletzen.

97

Bedeutenden Menschen fällt das gesellschaftliche Schwatzen ebenso schwer, wie faden Menschen die

Unterhaltung über bedeutende Gegenstände.

Wer eine Empfindung verbergen will, trägt die entgegengesetzte stets in unnatürlich hohem Maße zur Schau.

Wer das Ungehörige dreist tut, überträgt seine scheinbare oder wirkliche Überzeugung, als müsse es nur so sein, wenigstens teilweise auch auf die Zuschauer.

Wer das Ungehörige ängstlich, verlegen tut, scheint selbst die Überzeugung zu haben, als müsse es nicht so sein, und sie überträgt sich in sehr verstärktem Maße auf die Zuschauer.

Die Offenheit ist das Vorrecht des Überlegenen.

98

Wer eine gute Gelegenheit vorübergehen ließ, versteht selten, bis zur nächsten guten Gelegenheit zu warten.

Unseren Vorgesetzten sind wir unangenehmer, wenn wir zu klug, als wenn wir zu dumm sind. Man muss gerade die richtige, ihnen angenehme Mitte finden.

Die Menschen würden nicht gesellschaftlich mit einander leben, wenn sie ohne Eitelkeit wären.

Die meisten würden vor Langeweile umkommen, wenn ihre Eitelkeit sie nicht beschäftigte.

Ob die Welt gut oder schlecht von uns spricht, hängt am wenigsten davon ab, ob wir wirklich gut oder schlecht sind.

99

Die Aristokratie hat sich stets so getragen und bewegt, wie das Ebenmaß, die Schönheit es verlangt. So entstand das (erbliche) aristokratische Aussehen.

Der Bürger hat sich stets so getragen und bewegt, wie der Nutzen, die tägliche Arbeit es verlangt. So entstand das (gleichfalls erbliche) bürgerliche Aussehen.

Dass wir über Den spotten, der so viel Gewicht auf die Form legt, hindert uns nicht, auch Den zu verspotten, der keine Form hat.

Die Menschen denken stets anders über uns, als wir glauben.

Um in Erfahrung zu bringen, wie die Anderen über uns sprechen, brauchen wir uns nur daran zu erinnern, wie wir über sie sprechen.

100

Jeder Mensch ist in den Kreis seiner Neigungen und Geschmacksrichtungen gebannt: Sie scheinen ihm vernünftig und gut, weil er sie hat, und die Neigungen Anderer findet er unbegreiflich, verrückt, weil er sie nicht hat.

Niemand verstößt so oft gegen die Form, wie Der, welcher immer gegen sie zu verstoßen fürchtet.

100/101

Jeder Mensch hat unter seinen Gütern (des Geistes, des Körpers oder des äußeren Besitzes) eines, das er gewissermaßen als die Sehenswürdigkeit seiner Person betrachtet. Auf dies ist er stolz, auf dies sieht er alle übrigen Menschen an und, je nachdem sie dasselbe Gut ebenfalls haben oder nicht haben, schätzt oder verachtet er sie.

Lächerlich erscheinen wir aus Furcht, lächerlich zu erscheinen.

Man muss sehr gemein sein, um nicht für einen Sonderling zu gelten.

Überall und immer Bekanntschaften machen zu wollen, verrät Mangel an Vornehmheit, sowohl der Geburt wie des Geistes.

Fast jedem moralischen Fehler können wir noch

eine Seite abgewinnen, die uns schmeichelhaft ist und unsere Superiorität zeigt. Aber intellektuelle Mängel ordnen uns unerbittlich den übrigen Menschen unter. Daher will Mancher für egoistisch, frech, ausschweifend, rücksichtslos, aber Niemand für dumm gelten.

102

Ein Geheimnis nicht auszuplaudern, durch dessen Mitteilung wir uns interessant machen könnten, fällt unserer Eitelkeit sehr schwer.

Wir lesen selten die Charakteristik eines großen Mannes, ohne uns getroffen zu fühlen.

Die Tatsachen, welche uns träumen, sind imaginär, aber die ihnen zu Grunde liegenden Empfindungen pflegen genau unserem wirklichen Gemütszustande adäquat zu sein.

Der Traum offenbart uns unseren Charakter.

Jede von zwei Personen, die sich nach ihrer ersten Begegnung trennen, denkt häufig nur daran, wie entzückt die andere von ihr sein wird. Also irrt sich jede.

103

Intellektuelle Mängel sehen manchmal wie Vorzüge des Herzens aus.

Dass wir Den, welcher dumm und glücklich ist, nicht beneiden, ist unvernünftig.

Die Meinungen des gewöhnlichen Menschen sind nicht durch vernünftige Überlegung und den Vergleich mit anderen Meinungen, sondern durch Gewohnheit entstanden: Die Gebräuche seines Volkes oder Standes hält er für gut, weil er nur sie von Jugend auf befolgt hat und hat befolgen sehen.

Demnach hat er seine Meinungen nicht, weil er sie für vernünftig hält, sondern er hält sie für vernünftig, weil er sie hat.

103/104

Die Verletzung unserer Eitelkeit schmerzt weniger, als der Versuch, die Verletzung wieder gut zu machen. Denn aus letzterem geht hervor, dass unsere Eitelkeit und ihre Verletzung bemerkt worden sind.

Wir schätzen unsere Güter, Talente, Tugenden und Laster in so weit, als wir unsere Eitelkeit durch sie befriedigen können.

Wer nach etwas gefragt worden ist, was er nicht weiß, erscheint sich selbst weit dümmer, als dem Frager.

Es ist eben so leicht, weniger Begabte aufrichtig zu verachten, wie es schwer ist, höher Begabte aufrichtig zu schätzen.

Unsere Selbstbewunderung ist unverwundbar.

Unsere eigenen Fehler gefallen uns wohl, wie unangenehm sie auch anderen sein mögen, gleichwie man seine eigenen - - - wohlriechend findet.

105

Unsere Eigentümlichkeiten betrachten wir als Vorzüge, und die Anderen betrachten sie als Narrheiten.

Wir ärgern uns, wenn Die, welche liebenswürdig gegen uns sind, sich ebenso gegen Andere betragen: Wir wollen nicht bloß gefallen, sondern besser gefallen, als Andere.

Behaglich mit einander sprechen zu können ist ein geringeres Zeichen von Sympathie, als behaglich mit einander schweigen zu können.

Wer uns nicht gefällt, den nennen wir unsympathisch, aber wem wir nicht gefallen, den hassen wir.

105/106

Von unseren Vorzügen gestehen wir die ein, welche an und für sich angenehm sind (wie Gesundheit, Zufriedenheit), aber nicht die, wegen derer wir gefallen, bewundert, beneidet werden (wie Schönheit, Klugheit und ähnliche, zur Eitelkeitsbefriedigung taugliche).

Wir sprechen nie mit größerer Verachtung von der Meinung der Welt, als wenn sie uns nicht respektiert.

Von einer großen Masse, die sich zustimmend oder ablehnend verhält, folgen Zwei oder Drei ihrem Urteil, die Übrigen ihrem Nachahmungstrieb.

Eine Person, die uns sympathisch ist, nennen wir gern „Kleiner,“ „Kleine,“ woraus denn klar wird, wie unsympathisch uns alles Große ist.

106/107

Verachtung und Geringschätzung parieren wir dadurch, dass wir den Verächter als inkompetent oder die verachteten Güter als unwichtig ansehen.

Wenn aber der Verächter kompetent und das verachtete Gut uns wichtig ist, so gestehen wir uns diesen Sachverhalt nicht zu.

Eine ausländische Physiognomie verliert, wenn wir

sie häufig sehen, für uns den Ausdruck des Typischen. Der immer stärker hervortretende Individualcharakter verdrängt den Charakter (Typus) der Spezies.

Zuweilen finden wir uns nicht schön, wenn wir vor den Spiegel treten, aber wir bleiben dann vor ihm stehen, bis wir uns schön finden.

Wer eine Dummheit gesagt hat und das fühlt, hat einen unwiderstehlichen Drang, noch mehrere zu sagen.

Jemand machte eine allgemeine Bemerkung, über die seine beiden Zuhörer verlegen wurden: Jeder von Beiden dachte, der Andere müsste sie auf sich anwenden.

108

Ein Geizhals konnte sich nicht zur Anschaffung eines neuen Portemonnaies entschließen, obgleich sein altes Löcher hatte, durch welche er sein Geld verlor.

Wenn wir den Gedanken, dass man diese oder jene Meinung über uns habe, nicht ertragen können und Jemand sagt uns in klaren Worten, dass er diese Meinung hat, so glauben wir ihm das nicht oder vergessen es in demselben Augenblick wieder.

Die meisten Redner haben nur Einen aufmerksamen Zuhörer.

Wir finden es unerträglich, dass uns Andere von ihren Angelegenheiten unterhalten, weil wir sie von den unsrigen unterhalten wollen.

Die von uns prophezeite Gestaltung der Dinge wünschen wir oft, selbst wenn sie uns nachteilig ist.

109

Beim Debattieren suchen fast alle Menschen weniger sich zu belehren und aufzuklären, als Recht zu behalten. Daher die Gereiztheit selbst bei Gegenständen, die ganz ohne persönliches Interesse sind. Auch beruht es hierauf, dass man gegen die klügsten und begründetsten Argumente, statt sie zu akzeptieren, gerade die heftigste Opposition macht. Behält aber der Gegner schließlich doch Recht, so empfindet man nicht Freude über die gewonnene Einsicht, sondern nur das beschämende Gefühl, Unrecht zu haben.

Oft verteidigen wir unsere Meinung weniger, weil wir sie für richtig halten, als weil wir gesagt haben, dass wir sie für richtig halten.

109/110

Wenn wir den Charakter eines Menschen in irgend einer Kategorie, z. B. der Mordbrenner, untergebracht haben, so wünschen wir, dass er nun auch demgemäß handeln möge.

Wir ärgern uns stets, wenn sich ein scheinbar unsinniges und gern von uns bespötteltes Betragen, nachdem die Motive hervorgetreten sind, als vernünftig darstellt.

Denen, welche Unrecht haben, Recht zu geben, ist vernünftiger, als sie davon überzeugen zu wollen, dass sie Unrecht haben.

Nach Prinzipien, die wir öffentlich ausgesprochen haben, handeln wir: Um nicht inkonsequent zu erscheinen.

In unserem tadelnswerten Betragen beharren wir oft gegen unsere Neigung: Um Anderen nicht zuzugestehen, dass sie Recht hatten, als sie jenes Betragen tadelten.

Die Güte verschafft uns kein Ansehen, sondern die Klugheit, die hohe Geburt, der Reichtum. Daher achten wir freilich den Gütigen, aber beneiden den Klugen, den Angesehenen, den Reichen.

Den unversöhnlichsten Hass gebiert der Neid.

Der Wunsch, etwas sehr Kluges zu sagen, bewirkt stets, dass man etwas sehr Dummes sagt.

Gewöhnlich findet es der Andere gerade so langweilig uns zuzuhören, wie wir es interessant finden.

Es ist zweckmäßig, seine Fehler sich zu gestehen und sie Anderen zu verbergen.

111/112

Die Verlegenheit ist ein misslicher Affekt, weil die Bemühungen der Vernunft, welche bei allen übrigen Affekten doch wenigstens etwas nützen, hier schaden.

Gewöhnlich sind wir unnötigerweise verlegen, weil der Andere nicht mit dem Eindruck beschäftigt ist, den wir auf ihn machen, sondern mit demjenigen, den er auf uns macht.

Verlegen sein steht dem weiblichen Geschlecht gut, dem männlichen schlecht.

Man lacht über seine Ungeschicklichkeit, damit die Anderen nicht darüber lachen.

112/113

Bedeutende Menschen sind oft verlegen; denn sie fühlen, dass sie anders sind als die übrigen und fürchten nun, ihnen lächerlich zu erscheinen.

Dies gilt aber nur von betrachtenden Naturen, welche der Art nach von den übrigen verschieden sind; durch praktische Klugheit ausgezeichnete Menschen sind nicht verlegen; denn sie haben dieselben Eigenschaften, welche die anderen haben, in höherem Maße.

Im Zustande der Verlegenheit wünscht man sein Gesicht als den Schauplatz seiner Verlegenheit zu verbergen, z. B. mit der Hand. Damit diese Absicht aber nicht gemerkt wird, macht man sich irgend etwas im Gesichte zu schaffen, und zwar tut Jeder unwillkürlich (in Folge assoziierter Gewohnheit) das, was gerade er gewöhnlich in seinem Gesichte zu tun pflegt. So reiben sich Leute, die gewohnt sind, ihre kranken Augen zu reiben, auch im Zustande der Verlegenheit die Augen u. Ä.

Genialität, Rang oder Reichtum schützen vor dem Verlegenwerden nicht so sicher, wie ein sehr hoher Grad von Dummheit: Denn ihrem Inhaber liegt die Furcht, einen schlechten Eindruck hervorzubringen, ganz und gar fern.

wir von einer großen Sorge erfüllt sind, weil hierdurch die kleinere Sorge, einen schlechten Eindruck zu machen, verdrängt wird.

Es ist behauptet worden, dass das Vergnügen, welches der Eitele am Bewundertwerden findet, darauf beruhe, dass die Bewunderung ihn an den Besitz und den Wert des bewunderten Gutes erinnert. Aber wen Bewunderung nur vorübergehend (gleichsam nur als Mittel zum Zweck), an letzter Stelle hingegen der Wert des bewunderten Gutes an und für sich selbst erfreute, - den bezeichnet Niemand als eitel; vielmehr ist umgekehrt gerade Derjenige eitel, den der Besitz eines Gutes deswegen freut, weil er vermittels desselben Bewunderung erlangen kann(so dass das Gut Mittel und die Bewunderung Zweck ist).

115

Wir finden es unsinnig, wenn Jemand zum Maßstab des menschlichen Wertes Talente oder Besitztümer macht, die wir nicht haben.

115/116

Wer Vorzüge hat, sich ihrer bewusst ist und dieses Bewusstsein durch sein Betragen ausdrückt, ist stolz.

Wer Vorzüge hat und sich ihrer bewusst ist, dieses Bewusstsein aber nicht in seinem Betragen ausdrückt, ist bescheiden.

Wer keine Vorzüge hat, aber deren zu haben glaubt, ist anmaßend.

Wer Vorzüge hat, aber glaubt deren nicht zu haben, ist kleinmütig.

Wer alle Stände verachtet, seinen eigenen ausgenommen, ist hochmütig.

Wer alle Andersmeinenden hasst, ist Fanatiker.

Der Fanatismus ist ein Hochmut des Gedankens, und der Hochmut ein Fanatismus des Standes. Aber während der Fanatiker alle Andersmeinenden umbringen möchte, würde der Hochmütige sehr in Verlegenheit geraten ohne zu demütigende Menschen. -

Wer Empfindungen zeigt, die er nicht hat, verstellt sich.

Wer Empfindungen, die er hat, nicht zeigt, beherrscht sich.

Frauen beherrschen sich, Männer verstellen sich öfter.

Es ist leichter sich zu verstellen, als sich zu beherrschen.

Tadelnswert ist Verstellung nur dann, wenn sie zum Schaden Anderer angewendet wird.

Die Franzosen haben zu wenig Vernunft und die Deutschen zu viel.

116/117

Sobald wir ein Interesse daran haben, eine

bestimmte Meinung für richtig zu halten, - sei es nun, weil wir sie einmal behauptet haben; sei es, weil die Überzeugung von ihrer Unrichtigkeit uns dem quälenden Zustande des Zweifels überliefern oder sonst in eine unbehagliche, traurige Stimmung versetzen würde, - halten wir sie für richtig.

Wenn jenes Interesse etwa verschwindet, so wird auch unsere Meinung nach und nach eine andere, und haben wir das Interesse, unserer früheren Ansicht entgegengesetztes zu glauben, so sind wir von dieser neuen Meinung bald nicht weniger fest überzeugt, als wir es von der Alten waren.

Über religiöse Dinge.

121

Glaube und Unglaube sind nicht moralische Eigenschaften, sondern Ansichten.

Sollten wir von Gott zu ewigen Höllenstrafen verdammt werden, weil unsere von Gott stammende Einsicht die göttliche Offenbarung dunkel und unglaubwürdig findet?

Die Orthodoxen hassen die Freigeister, weil sie von ihnen für dumm gehalten zu werden fürchten.

Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch die politischen und religiösen Meinungen seines Amtes.

122

Religionsunterricht erteilt man uns in demselben Alter, in welchem wir die Kinderkrankheiten haben.

Der Staat kümmert sich nur um den Nutzen, nicht um die Wahrheit der Religionen; die Philosophie hingegen kümmert sich nur um deren Wahrheit und nicht um deren Nutzen.

Wenn der Prediger auf der Kanzel „Amen“ sagt, kehren die Gedanken seiner Zuhörer in die Kirche zurück.

Die Geistlichen verschiedener Konfessionen befeinden sich weniger ihrer verschiedenen Ansichten, als ihrer gleichen Absichten wegen.

Häufig entspringt die religiöse Gläubigkeit nicht aus der Einfalt des Herzens, sondern aus der Einfalt des Kopfes.

123

Ein orthodoxer Theologe, der durch äußere Zufälligkeiten aus seiner Karriere gerissen wurde, bleibt selten orthodox.

Furcht ist die Mutter des Glaubens, und seine Amme die Gewohnheit.

Der Charakter der Geistlichen erscheint schwärzer, als der Charakter anderer Menschen, weil er sich von einem helleren Hintergrunde abhebt.

123/124

Die bewussten Heuchler sind seltener, als man denken mag, da sie eine nicht gewöhnliche Energie zur Voraussetzung haben.

Die Masse der Geistlichen besteht aus unbewussten Heuchlern, d. h. aus solchen, welche dunkel fühlen, dass sie ihre Ungläubigkeit sich nicht zugestehen können, ohne im eigentlichen Sinne Heuchler zu werden oder ihr Amt niederlegen zu müssen.

Daher lassen sie keine ernstlichen Zweifel aufkommen, sondern schlagen sich die Sache aus dem Sinn und denken an etwas Anderes.

Auch die anderen Gläubigen fühlen instinktiv, dass sie jeden Halt für ihre Anschauungen und Hoffnungen durch Ungläubigkeit verlieren würden.

Demnach sind Eigennutz und das Verlangen nach Glückseligkeit die hauptsächlichsten Stützen für den Glauben an die Wahrheit der Religionen.

In anderen Dingen ist es ähnlich: Alles, von dem die klare Erkenntnis uns unangenehm sein würde, gestehen wir uns nicht zu. So bildet der Verliebte sich ein, nicht verliebt zu sein, der Verachtete, nicht verachtet zu werden, der Gleichgültige, begeistert zu sein etc.

Die Tränen der Zuhörer sind der Triumph der Kanzelredner.

125

Weil wir unserer Glückseligkeit wegen das Interesse haben, an Unsterblichkeit zu glauben, sollten wir gegen die objektive Wahrheit dieses

Glaubens misstrauisch sein.

Wir würden uns nicht für unsterblich halten, wenn die entgegengesetzte Überzeugung behaglich wäre.

Ob wir irgend etwas tun oder unterlassen, hängt von den Empfindungen und Gedanken ab, die im Augenblicke unseres Handelns gegenwärtig sind. Sie motivieren das Handeln notwendig, gleichwie sie selbst durch unsere angeborene Natur und diejenigen Eindrücke motiviert werden, die von der Geburt bis zum Augenblicke des Handelns auf uns eingewirkt haben. Folglich sind alle Willensakte notwendige Akte.

125/126

Wollte der Bereuende sich genau ausdrücken, so würde er nicht sagen: „O hätte ich die Tat unterlassen“, sondern: „O wären die Empfindungen und Gedanken, welche die Tat begleiteten, nicht da gewesen!“

Die Geistlichen erhalten die Religion, weil die Religion sie erhält.

Nur eine kleine Zahl von Geistlichen kümmert sich mehr um den Gehalt der Religionen, als um die Gehälter, und mehr um das Gericht Gottes, als um das Konsistorium.

Der Glaube (sagte mir ein hässliches Mädchen) ist

notwendig, um uns gelegentlich vor Verzweiflung zu schützen z. B. wenn man hässlich ist.

Geistliche lieben das Ansehen der Religion aus Liebe zu ihrem eigenen Ansehen.

Wenn der Hof fromm ist, so halten es Viele für unfein, nicht fromm zu sein.

127

Von den Geistlichen verlangt man, dass sie zu einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Ort eine bestimmte Empfindung haben sollen: sie müssen heucheln.

Schauspieler und Prediger haben unter Anderem gemein, dass man Beiden ihren Beruf ansieht: ihr Gesicht, welches so oft der Schauplatz einer unnatürlichen, erkünstelten Empfindung ist, nimmt mit der Zeit überhaupt den Ausdruck des Unnatürlichen, Erkünstelten, Verzerzten an.

Über Glück und Unglück.

131

Das Schlimmste, was Dem begegnen kann, der Vergnügen daran hat, über das Leben nachzudenken, ist, dass er Zeit dazu findet.

Keiner liebt das Leben aus Vernunft.

Der Kopf zerstört unsere Illusionen, aber das Herz baut sie immer wieder auf.

Selbst die kleinste Sorge ist von der Illusion begleitet, als ob wir nach ihrer Beseitigung glücklich sein würden.

131/132

Die Menschen tragen an kleinen Unglücksfällen, da sie sich ihnen völlig hingeben, gewöhnlich schwerer, als an großen: diesen nämlich geben sie sich nicht völlig hin, weil sie instinktiv fühlen, dass sie von ihnen erdrückt werden würden, und nun nach Trost suchen, den sie bald in irgend einem Gedanken finden.

Das Glück hatte mich in die Vorgärten des

Paradieses versetzt. Als ich entzückt in ihnen umher ging, stieß ich plötzlich auf eine Pforte. „Ach“, dachte ich, „das ist die Eingangspforte zum Paradiese!“ Ich öffnete und überschritt die Schwelle, während die Türe hinter mir krachend in ihr Schloss fiel. Neugierig blickte ich um mich und sah mit Verwunderung und Schrecken, - dass ich die Ausgangspforte durchschritten hatte.

132/133

Wenn die pessimistische Weltanschauung eines Menschen aus den Einzelerfahrungen abstrahiert worden ist, die er an sich selbst gemacht hat, dann wird er gleichzeitig melancholisch, verstimmt, in seinem Herzen verbittert sein. Wer hingegen auf das Unglück der Menschen durch die Philosophie aufmerksam geworden ist, den wird diese theoretische Erfahrung nicht notwendig melancholisch stimmen. Denn hundert Leiden, die wir sehen, machen bei Weitem nicht so melancholisch, wie eines, das uns selbst betrifft. Wenn der Beobachter aber gar seine Resultate publiziert, so ist die Freude über jede neue Beobachtung, wie traurig sie auch immer sein mag, größer, als der Schmerz, den er als Menschenfreund empfindet. Somit kann Derjenige, welcher die Menschen als unglücklich schildert, selbst ein verhältnismäßig heiterer Mensch sein.

Unser Glück hängt mehr von unserem

Temperament, als von der Beschaffenheit unseres Herzens ab.

Gute Menschen sind nicht notwendig glücklich, und schlechte Menschen nicht notwendig unglücklich.

134

Jeder sammelt von allen Menschen und Dingen, indem er sich im Mittelpunkte der Welt sieht, Vorstellungen. Nun ist ihm der Gedanke, dass das Treiben der Welt, welches sich in seinem Kopfe spiegelt, auch ohne ihn, auch nach seinem Tode so fortgehen wird, gewissermaßen unfassbar. Er hat das Gefühl, als müsse mit ihm die ganze Welt zu Grunde gehen oder wenigstens die Erinnerung an ihn in allen Menschen unaufhörlich und bei jeder Gelegenheit rege sein.

Wenn der Neidende an dem beneideten Gegenstande einen Mangel entdeckt hat, so fühlt er sich erleichtert, aber noch nicht befriedigt, vielmehr benutzt er den einen Mangel als Fingerzeig, um noch andere zu finden, bis schließlich die Mängel an Zahl die Bedeutung der Vorzüge überwiegen. Jetzt erst ist er befriedigt und geht triumphierend von der unangenehmen Empfindung des Neides zur Geringschätzung über.

135

Fast alle Menschen haben einen Lieblingskummer, der, solange andere Sorgen im Bewusstsein gegenwärtig sind, vor der Pforte des Bewusstseins wartet: Er übernimmt die jeweiligen Interregna.

Mancher wird ein Schoßkind des Glücks genannt, während er doch nur ein Schoßhund des Glücks ist.

Im Punkte der Leidenschaften und ihrer Illusionen nützt die Erfahrung Anderer uns nichts, und unsere eigene fast nichts.

Die, welche am meisten beneidet werden, sind am wenigsten beneidenswert.

Unsere Hoffnungen beglücken, solange sie nicht in Erfüllung gegangen sind.

135/136

Es ist ein Risiko, seiner Eitelkeitsbefriedigung wegen große Anstrengungen zu machen, z. B. Paläste zu erbauen. Denn oft genügt ein Witzwort, das uns zu Ohren kommt, ja ein spöttischer Blick, der uns im richtigen Momente trifft, um uns die ganze Freude zu vergällen.

Wir sind unglücklich, weil wir nicht im Besitze des Gegenstandes sind, nach dem wir streben, aber das ist erträglich.

Wir sind unglücklich, weil der Besitz des Gegenstandes, nach dem wir streben, uns nicht glücklich macht, - das ist unerträglich.

Die Voraussetzung, dass wir unter anderen Verhältnissen glücklich sein würden, ist immer der schlimmste Bestandteil unserer gegenwärtigen Verhältnisse.

Die Zahl der Beneideten ist größer, als die Zahl der Beneidenswerten.

137

Wer würde sich nicht vor der Zukunft entsetzen, wenn er annähme, dass sie der Vergangenheit gliche?

Der für gewöhnlich Sorgenvolle ist, wenn einen Augenblick der Sorgen frei, unruhig, bis er einen neuen Gegenstand zum Sorgen herausgefunden hat.

Unserem Unglück wissen wir stets noch eine tröstliche Seite abzugewinnen, und über das Glück Anderer trösten wir uns nicht eher, als bis wir seine faule Seite entdeckt haben.

Wir beklagen bei dem Eintreffen jedes Unglücks, dass wir nicht vorher unser Glück empfunden haben. Aber, dass wir früher glücklich waren, ist ebenso gut

eine Illusion, wie die Hoffnung auf zukünftiges Glück.

137/138

Der Neidende irrt sich häufig in zwiefacher Hinsicht: 1) insofern er glaubt, dass das beneidete Gut seinen Besitzer glücklich macht; 2) insofern er glaubt, dass das beneidete Gut ihn glücklich machen würde.

Wer sich in Mitten von Ansehen, Gesundheit, Reichtum und Schönheit unglücklich fühlt, ist, insofern er nicht mehr hoffen kann, beklagenswerter, als der, den der Mangel an jenen Gütern unglücklich macht.

Bei jedem Unglück, sei es ein wirklicher Unglücksfall oder eine Demütigung, ärgern wir uns ganz besonders über das Plus an Macht, Ansehen, Reichtum, Ruhm oder Eroberungstalent, das wir in Anderen nun anerkennen müssen. Mit dem Gedanken, dass sie jene Güter gleichfalls verloren haben, resp. nicht besitzen, werden wir demnach den größten und empfindlichsten Teil unseres Schmerzes los.

Hierauf beruht das *socios habuisse malorum*.

139

In der Jugend glauben wir stets, dass uns der Besitz des Gutes, nach dem wir gerade streben, für

immer glücklich machen wird. Wer diesen Irrtum vollkommen überwunden hat, - ist ein sehr beklagenswerter Mensch.

Viele würden niemals an der Natur Gefallen finden, wenn sie nie gehört hätten, dass die Natur schön sei.

Vergnügungsreisende empfinden oft, wenn sie an schöne Aussichtspunkte kommen, eine gewisse Unbehaglichkeit: Sie fühlen, dass sie nun vor sich oder Anderen Begeisterung affektieren müssen.

Das Vergnügen fast aller Bergreisenden beruht weniger auf dem Naturgenuss, als auf dem Überwinden von Schwierigkeiten.

140

Von den Vergnügungsreisenden setzen die Einen sich jeden Morgen ein bestimmtes und zwar im Verhältnis zu ihren Kräften möglichst weites Ziel. Auf dem Wege dorthin genießen sie nicht und, am Ziele angelangt, sind sie zu matt und zu sehr mit den Plänen für den folgenden Tag beschäftigt, als dass sie irgend genießen könnten.

Die Anderen wollen fortwährend und nicht erst nach dem Überwinden von Schwierigkeiten genießen: Sie finden es aus Prinzip beschwerlich, auch nur den kleinsten Hügel zu besteigen, und erreichen in Folge dessen gar keine Aussichtspunkte. Auch beobachten

sie sich gern selbst: Genießt Du wirklich, macht die Landschaft Eindruck auf Dich? Hierdurch vernichten sie den Genuss oder erlangen, da sie nun einmal genießen wollen, einen sentimental, eingebildeten Halbgenuss.

Beide Klassen von Menschen leben und studieren gerade so, wie sie reisen.

141

Für nichts pflegen sich Bergreisende so sehr zu interessieren, wie für die Höhe und die Namen der Berge.

Wir sind nie von der Natur entzückter, als wenn unser Entzücken ein Publikum hat.

Die Menschen begeistern sich häufig für Gegenstände der Natur oder der Kunst, um später erzählen zu können, wie begeistert sie waren.

Die Natur nimmt ihrem Liebling, dem Genie, seine Sorgen ab. Die übrigen Menschen können die Natur nur dann genießen, wenn sie, von Sorgen frei, in dieselbe eintreten.

An Stelle jeder vernichteten Sorge wachsen, gleich Hydraköpfen, stets neue Sorgen hervor; wir aber meinen immer, nach Beseitigung der gerade vorliegenden Sorge glücklich zu werden.

142

Unserer Eitelkeit auf Kosten unserer Neigung zu willfahren, ist in den Fällen vernünftig, in welchen der Zwang uns weniger unangenehm ist, als die Verletzung oder Nichtbefriedigung unserer Eitelkeit, z. B. wenn wir gelegentlich uns lieber mit höher gestellten Personen langweilen, als mit tiefer stehenden amüsieren.

Wer die Überzeugung gewonnen hat, dass der Besitz keines Gutes ihn glücklich machen wird, muss aufhören zu streben, überhaupt tätig zu sein. Diese aus Ekel an jeder Tätigkeit entspringende Untätigkeit (Langeweile) ist die eigentliche Selbstmörderstimmung.

Der Gedanke, dass wir unter anderen Verhältnissen glücklich sein könnten, schmerzt;
der Gedanke, dass wir unter keinen möglichen Verhältnissen glücklich sein könnten, vernichtet.

143

Keine Empfindung ist so sehr an und für sich selbst eine Strafe, wie der Neid.

Der Entschluss zum Selbstmord entspringt aus einem Übermaß an Vernünftigkeit.

Dass wir als Kinder glücklich waren, ist eine optische Täuschung: die kleinen Sorgen machen das Kind ebenso unglücklich, wie den Erwachsenen die großen Sorgen.

Wenn unsere Hoffnungen in Erfüllung gegangen sind, pflegen wir, nach dem ersten Freudenrausch, unbefriedigter zu sein, als vorher. Denn an Stelle des Hoffens ist jetzt das Gefühl der Leere, und dies verschwindet nicht eher, als bis der erfüllte Wunsch durch einen anderen ersetzt worden ist.

Unbehagliche Empfindungen lassen wir nur verschleiert im Bewusstsein zu.

144

Trotz aller Erfahrung lernen wir nicht, dass die gute und die schlechte Stimmung vorübergehen. Daher benutzen wir jene nicht und leiden doppelt schwer unter dieser.

Um unsere Lachlust zu vertreiben, beschwören wir gelegentlich die traurigsten Bilder herauf. Aber soviel vermag die subjektive Stimmung über den objektiven Eindruck, dass eben die Gedanken, welche uns zu anderen Zeiten melancholisch machen, jetzt nicht einmal ernsthaft machen.

Das, was wir als den Grund unserer Verstimmung

ansehen, quält gewöhnlich in Folge unserer Verstimmung.

144/145

Die Gesinnung des Regulus ist ohne Zweifel im höchsten Grade lobenswert, vielleicht aber nicht beglückend. Denn in Folge seiner Gesinnung entstand die Alternative, entweder in Rom zu leben und Gewissensbisse zu empfinden, oder in Karthago zu Tode gemartert zu werden, - hierfür allerdings durch das Gefühl der Pflichterfüllung bis zu einem gewissen Grade entschädigt.

Ein leichtsinniger und gewissenloser Mensch würde behaglich in Rom gelebt haben, - ein Zustand, der den Todesmartern des Gewissenhaften, auch wenn dieselben vom Gefühl der Pflichterfüllung begleitet sind, vielleicht vorzuziehen ist.

Ein Melancholiker würde sich im Himmel nicht so wohl fühlen, wie eine heitere Natur in der Hölle.

Versuch über die Eitelkeit.

149/150

Aus zwei Gründen ist es den Menschen nicht gleichgültig, ob Andere sie für gut oder schlecht, klug oder dumm, schön oder hässlich, arm oder reich, liebenswürdig oder unliebenswürdig halten:

1) weil sie eigennützig sind und insofern von einer guten Meinung Vorteile hoffen, von einer schlechten Nachteile befürchten;

2) weil sie eitel sind: Insofern ist ihnen die gute Meinung (d. i. zu gefallen, bewundert, beneidet zu werden) selbst angenehm und die schlechte Meinung (d. i. zu missfallen, verlacht, gering geschätzt, verachtet zu werden) selbst unangenehm.

Jene positive Eitelkeit zerfällt in Eitelkeit im engeren Sinne und Ehrgeiz.

Für den im engeren Sinne Eiteln ist es charakteristisch, dass er an der Summe von Bewunderung und Neid, die er gegenwärtig genießt, sich genügen lässt, während sie dem Ehrgeizigen nicht genügt: Dieser will mehr Bewunderung erlangen, - wenn möglich mehr bewundert und beneidet werden, als alle Übrigen.

Auf das Gefallen kann sich der Ehrgeiz deswegen nicht beziehen, weil das, wodurch wir gefallen, nicht erworben wird.

Die negative Seite der Eitelkeit (vermöge deren es schmerzlich ist, gering geschätzt und verachtet zu werden) bezeichnet der Sprachgebrauch als Ehrgefühl.

150-153

Die Existenz der Eitelkeit ist ein Problem: Warum Gefallen und Bewundert-Werden an und für sich angenehm, Gering-Geschätzt und Verachtet-Werden an und für sich schmerzlich ist, ist dunkel.

Nehmen wir einmal an, dass die ersten Menschen, welche hordenweise mit einander lebten, ohne Eitelkeit waren, d. h. Bewunderung und Verachtung, Gefallen und Missfallen selbst waren ihnen gleichgültig. Dann werden sie gelegentlich doch haben gefallen wollen, z. B. dem Weibe ihrer Wahl (denn dass die Weiber auch auf den ersten Stufen der Zivilisation nicht jedes männliche Individuum annehmen, sondern, wie die Weibchen fast aller übrigen Tiere, eine Auswahl treffen, hat Darwin hinlänglich dargetan). Zurückgewiesen empfanden sie allerdings nicht die Geringschätzung ihrer und die Bevorzugung Anderer, sondern nur das Entbehren des Liebesgenusses. Ebenso werden sie gelegentlich gewünscht haben, dass ihre Leistungen, z. B. die von ihnen fabrizierten Waffen, bewundert würden, nämlich dann, wenn sie dieselben gegen andere Gegenstände eintauschen wollten.

Wenn nun ihre Person oder ihre Leistungen in

Fällen bewundert wurden, in denen sie zunächst einen Vorteil nicht absahen, so mögen sie doch wohl – durch die Erfahrung belehrt, wie vorteilhaft ihnen gelegentlich die Bewunderung werden könne – dieselbe als angenehm und ihr Gegenteil als unangenehm empfunden haben. Hiermit war der erste Schritt auf dem Wege zur Eitelkeit getan. Denn nehmen wir an, dass sie öfter, wenn sie bewundert oder verachtet wurden, von den momentanen Folgen absahen, so werden sie sich allmählich gewöhnt haben, von den Folgen überhaupt abzusehen, und jedes Gefallen und Bewundert-Werden an und für sich angenehm, jede Geringschätzung und Verachtung an und für sich schmerzlich zu fühlen.

Außerdem wurden sie, wenn Gefallen und Bewundert-Werden ihnen in den Fällen angenehm war, in welchen sie Vorteil davon erwarteten, schon durch assoziierte Gewohnheit veranlasst, jenes auch in den Fällen als mehr oder weniger angenehm zu empfinden, in welchen sie keinen Vorteil erwarteten.

Der so erlangte Instinkt oder Trieb ist dann auf die Nachkommen vererbt und vermöge der durch viele Generationen hindurch fortgesetzten Betätigung verfestigt worden.

Endlich muss die Eitelkeit durch natürliche Zuchtwahl, d. h. dadurch außerordentlich verstärkt worden sein, dass im Kampf ums Dasein diejenigen Stämme übrig blieben, welche die größte Anzahl eiteler Menschen enthielten. Denn da der Eitele Bewunderung wünscht, diese besonders aber den

Mutigen zu Teil wird, so werden eitele Menschen ihren Mut höher spannen, als nicht oder wenig eitele. Der Ehrgeiz treibt außerdem zur Erfindung der nützlichen Künste und der Wissenschaften, und das Ehrgefühl verbietet, ungewöhnlich feige, faul, lässig zu sein, oder Verbrechen zu begehen, die, als dem Stamme schädlich, Strafe und Schande nach sich ziehen. Daher werden, wie gesagt, die aus den eitelsten Menschen zusammengesetzten Stämme übrig geblieben sein.

153-157

Wenn nun Bewundert-Werden angenehm ist, so wird auch alles Dasjenige Lust gewähren, woraus wir erkennen, dass wir bewundert werden: vor allem der Neid, insofern er auf unser Gefallen oder Bewundert-Werden selbst oder auf diejenigen unserer Güter geht, durch welche wir gefallen und bewundert werden (Fußnote: Jeder Mensch befindet sich gleichsam in einem Wettlauf mit Anderen: Er will mehr gefallen, mehr bewundert, mehr beneidet werden, als sie, und Schadenfreude beruht auf dem Gefühl, dass Andere hinter uns zurückstehen, resp. nichts vor uns voraus haben.).

Dies ist einer von den Gründen warum die Eitelkeit getadelt wird: weil sie Veranlassung ist, dass wir über den Neid anderer uns freuen oder gelegentlich selbst Neid, Missgunst empfinden.

Ein weiterer Grund ist ihre Unvernünftigkeit: Da wir

nicht immer gefallen, wenn wir gefallen möchten, und außerdem die Freude zu gefallen weit geringer ist als der Schmerz zu missfallen, da ferner fast Niemand so berühmt, schön oder reich ist, dass er nicht öfter Neid empfände, als Neid erregte, und auch hier die Neidempfindung schmerzlicher ist als die Neiderregung angenehm, und da endlich der, welcher Bewunderung und Neid im vollsten Maße genießt, das Vergnügen hieran sehr bald durch Gewohnheit verliert, - so bringt die Eitelkeit uns viel Leid und wenig Freude. Wir würden ohne Eitelkeit glücklicher sein. Trotzdem können wir nichts gegen sie ausrichten. Denn sie ist jetzt ein angeborener und heftiger Trieb, so dass wir unwillkürlich am Gefallen Freude haben, über Missfallen Schmerz fühlen. Diese Freude und diesen Schmerz jedes Mal zu Ertönen, ist nicht möglich, und der Versuch es zu tun würde schmerzbringender sein, als jene ohne Widerrede zu empfinden.

Ein dritter Grund endlich, warum der Eitele getadelt wird, ist der Mangel an ernster, zumal sachlicher Beschäftigung: denn, während das Genie, als solches, sich nur mit Gegenständen beschäftigt und zwar um ihrer selbst willen, beschäftigt der Eitele sich nur mit dem Streben zu gefallen und bewundert zu werden, während er sich um Gegenstände überhaupt nicht oder nur insofern kümmert, als er durch die Kenntnis von ihnen gefallen und Bewunderung erlangen kann. -

Niemand gesteht seine Eitelkeit (obgleich Jeder

sehr eitel ist), teils weil sie aus den angegebenen Gründen der Immoralität, Unvernünftigkeit und Unsachlichkeit verpönt ist, teils weil wir nicht von der Meinung Anderer abhängig erscheinen wollen, sondern uns lieber stellen, als wäre sie uns gleichgültig, ja als verachteten wir sie. - -

Der Ehrgeizige wird auch seiner Unvernünftigkeit wegen getadelt. Denn er ist unzufrieden, und wie mühevoll er auch arbeiten, wie viel Ruhe, Reichtum und Ansehen er auch erlangen mag, die Unzufriedenheit bleibt, und mit ihr die mühevolle Arbeit.

Andererseits ist zu erwägen, dass die Arbeit des Ehrgeizigen, wie mühevoll sie auch sein mag, ein weit geringerer Schmerz ist als die Langeweile, der die Meisten anheim fallen würden, wenn sie ohne Ehrgeiz wären.

Außerdem wird der Ehrgeizige, wie der Eitele, wegen seines schlechten Endzwecks, möglichst viel Bewunderung und Neid zu erregen, getadelt, - allerdings nicht so heftig wie der Eitele, und zwar aus folgendem Grunde. Bei dem Eitelen tritt die Absicht unmittelbar hervor: Er will jetzt bewundert werden. Bei dem Ehrgeizigen tritt sie zunächst in den Hintergrund: Unmittelbar zeigt sich nur die höchste Anspannung und Arbeit geistiger Kräfte, die überdies dem Gemeinwesen nützlich zu sein pflegt.

Hier heiligen gewissermaßen die Mittel den Zweck.

Überhaupt ist der Ehrgeizige fleißig, und der Eitele faul. -

Man sagt gern, dass man ehrgeizig sei, um auszudrücken, dass man den Willen und die Kapazität habe, Andere zu übertreffen.

Oft versichert man auch, ohne Ehrgeiz zu sein, um anzudeuten, dass man sich mit den Gegenständen um der Gegenstände willen beschäftige oder für die Menschen um ihrer selbst willen arbeite. - -

158-160

Ehrgefühl zu haben ist gleichfalls unvernünftig, weil es fast nur Unlustgefühle verursacht, - nämlich stets dann, wenn wir gering geschätzt oder verachtet werden. Außerdem schafft das Ehrgefühl diese Alternative: Entweder wir folgen unserer Neigung: dann setzen wir uns oft der Geringschätzung der Welt aus; oder wir bequemen uns nach der Meinung der Welt: Dann müssen wir oft unserer Neigung entgegen handeln.

Ob Zwang und Nicht-Verletzung des Ehrgefühls oder Neigung und Verletzung des Ehrgefühls zu wählen sind, hängt von Charakteren und Umständen ab. In jedem Falle leiden wir, weil wir nun einmal Ehrgefühl haben.

Lust gewährt das Ehrgefühl nur, wenn wir unsere gekränkte Ehre als gute, kluge, gelehrte, tapfere, schöne, taktvolle Menschen wiederherstellen können, - was selten oder nie der Fall ist.

Moralisch tadelnswert ist das Ehrgefühl nicht. Denn insofern wir Ehrgefühl haben, wollen wir weder

Bewunderung noch Neid erregen, wir fürchten nur Geringschätzung und Verachtung; wir wollen weder für klüger noch besser, bloß für nicht dümmer und schlechter gelten als Andere.

Aber das Ehrgefühl ist nicht etwa moralisch lobenswert; denn es enthält keine unegoistischen, selbstlosen Elemente. Wer z. B. tapfer ist, um nicht für feige zu gelten, handelt, seinem Motiv nach, für sich, nicht für Andere.

Trotzdem hat das Ehrgefühl stets uns zwar seines außerordentlichen Nutzens wegen für lobenswert gegolten: Man bedenke, dass der Staat, im Gegensatz zum Stande der Natur, ein unnatürlicher Zustand ist. Der natürliche Wunsch jedes Einzelnen, seine Begierden auf Kosten aller Übrigen zu befriedigen, wird durch die Furcht vor Strafe und Schande künstlich in Zaum gehalten. Aber die Furcht vor der Schande ist größer, als die Furcht vor Strafe; auch schmerzt nur die Schande nachhaltig, oft das ganze Leben hindurch. Demnach bleibt mindestens zweifelhaft, ob, wenn die Furcht vor Schande nicht existierte, selbst eine drakonische Gesetzgebung die Einzelnen von beständigen Übergriffen zurückzuhalten vermöchte. Jedenfalls wird die Aufrechterhaltung der staatlichen Ruhe und Ordnung in sehr hohem Maße durch die Existenz des Ehrgefühls erleichtert. (Fußnote: Da das Duell eine der lebhaftesten Manifestationen des Ehrgefühls ist, so wird es tatsächlich von jeder Regierung begünstigt werden.)

Außerdem ist das Ehrgefühl in vielen Beziehungen des privaten Lebens, besonders bei der Erziehung, Nutzen bringend.

Hierauf beruht es, wie gesagt, dass das Ehrgefühl, trotz seiner keineswegs selbstlosen Beschaffenheit und trotz seiner Unvernünftigkeit stets als Tugend betrachtet worden ist.